Wahnsinn. IV Th.

Biographien

der

Wahnsinnigen.

Von

Christ. Heinr. Spieß.

Viertes Bändchen.

Leipzig.
1810.

Sophie G—

Einer der berühmten und bekannten Markgrafen zu B—, sein Nahme thut nichts zur Sache — war ein guter Fürst, ein kluger Regent, und in mancher Rücksicht ein Vater seines Volkes und Landes. Wenn Tausende ihn lobten, und die Wohlthaten, mit denen er sie beglückte, erzählten, so saßen nur wenige im zahlreichen Zirkel, welche nicht in dieß verdiente Lob einstimmten. Auch der beste Fürst ist Mensch, auch der beste Mensch ist nicht fehlerfrey. Eine Leidenschaft, die er liebte und pflegte, war oft Ursache, daß einzelne Väter über ihn murrten, einzelne Mütter ihn hart und grausam nannten. Das System der stehenden Kriegsheere ward damahls herrschend in Deutschland. Wilhelm, der Preußen König, war das große Urbild, welches kleinere Fürsten, ihrem Verhältnisse gemäß, nachzuahmen suchten. Der erstere sammelte in ganz Europa die größten Colossen des menschlichen Geschlechts, um sich ein Garde-Regiment zu bilden. Der Markgraf durchspähte sein ganzes Land, um ähnliche Riesen zu finden, welche als Grenadiere vor seinem Schlosse und in den Gemächern desselben Wache

stehen mußten. Keiner seiner Unterthanen entging den Forschern, wenn sein Körper die erforderliche Größe erreichte; daher kams, daß oft die freyen Bürgerssöhne, die noch freyern Candidaten des Priesterstandes wider Gewohnheit zur Annahme der Waffen gezwungen wurden.

Zu eben dieser Zeit lebte in der Hauptstadt ein nicht reicher, aber auch nicht ganz armer Bürger, welcher einen einzigen Sohn hatte. Als dieser, gleich einer Pappel am wasserreichen Flusse, empor wuchs, prophezeyten ihm schon seine Freunde und Verwandte mit kummervollem Blicke, daß er einst als Grenadier im fürstlichen Schlosse Wache stehen würde. Dem sorglosen Jünglinge war diese Weissagung sehr gleichgültig, weil er nur das Gegenwärtige zu genießen suchte, und der Zukunft nie gedachte; aber dem liebenden Vater, der zärtlichen Mutter verbitterte sie oft manche frohe Stunde. Der Wohlstand des erstern hing ganz allein vom thätigen Betriebe seines Handwerks ab, er hoffte in seinem Sohne einen Gehülfen zu erziehen, ihm in seinen alten Tagen alles zu übergeben, und, ernährt von ihm, ein ruhiges Alter zu genießen. Diese ganze Aussicht schwand, wenn er sich das künftige Schicksal seines Sohnes dachte.

Da dieses noch nicht ganz bestimmt war, da er durch hundert glückliche Zufälle der drohenden Gefahr entgehen konnte, so fuhr er zwar fort, ihn in den Vortheilen seines Handwerks und des damit verknüpften Handels zu unterrichten, aber er

war auch gefällig genug, den Jüngling nicht emsig zu Geschäften anzuhalten, ihm manche Freude zu gönnen, welche er ihm sonst verweigert hätte, wenn ihn nicht der Gedanke, es wird ihm als Soldat doch nichts nützen, nachgebend gemacht hätte. Wollte der arbeitsame Vater auch dann und wann den allzu nachlässigen Sohn mit Strenge zur Arbeit anhalten, so ward die zärtliche Mutter Fürbitterinn, und suchte den erstern zu überzeugen, daß es hart und grausam sey, wenn man dem Jungen jetzt schon jedes Vergnügen rauben wolle, da sein höchst wahrscheinlicher, künftiger Stand ihn ohnehin zum Sclaven machen würde. Diese sträfliche Nachsicht weckte in dem Herzen des Jünglings immer mehr den Hang zum Müßiggange und zum Vergnügen, der mit seinem Körper im ähnlichen Verhältnisse wuchs, und bald die Grundlage seines Charakters, der Führer aller seiner Handlungen ward. Er kannte alle Häuser, in welchen getanzt und gespielt wurde, er war immer einer der ersten, welche dahin gingen, und einer der letzten, wenn die Gesellschaft es verließ.

Wie er neunzehn Jahre alt war, und gleich einer Rose blühte, lernte er einst auf einem Tanzsaale die schöne Tochter eines sehr armen Bürgers kennen, welche im markgräflichen Schlosse als Laufmädchen diente, und sich durch ihre Reitze, noch mehr aber durch ihr sittsames Betragen unter allen übrigen Tänzerinnen aufs vortheilhafteste auszeichnete. Er führte sie heim, gestand ihr Liebe, und

erhielt von ihr die Erlaubniß, sie dann und wann besuchen zu dürfen.

Eben hatte er zum Beweise ihrer Liebe den ersten Kuß erhalten, und wandelte, ihn noch fühlend und genießend, über den Schloßhof, als sich plötzlich ein Fenster öffnete, an welchem der Markgraf stand, der ihn rückwärts rief. Zagend erschien der Jüngling vor ihm; langsam und trauernd ging er von dannen, wie man ihn auf des Markgrafen Geboth nach der Hauptwache führte, und bald nachher die Grenadier-Mütze aufsetzte. Weinend empfing ihn die Mutter, seufzend grüßte ihn der Vater, wie er mit diesem untrüglichen Kennzeichen seines künftigen Standes vor ihnen erschien. Als aber beyde vernahmen, daß der Markgraf ihm, weil er der einzige Sohn war, eine kurze, nur drey Jahr dauernde Capitulation zugestanden habe, auch nebenbey noch versichert hatte, daß ihm diese Zeit als eine bey seinem Handwerke nöthige Wanderschaft angerechnet werden soll, so trocknete die Mutter ihre Thränen, und der Vater blickte wieder heiter in die Zukunft.

Wilhelm, so nannte sich der Jüngling, liebte sein Mädchen mit dem ersten Feuer der brausenden Jugend. Die Kaserne der Grenadiere stand nahe am Schlosse, er konnte als ein Liebling des Markgrafen — denn dieß war jeder Grenadier — dort ungehindert aus und ein gehen, und sein Mädchen öfters sehen und sprechen. Schon dieser Vorzug minderte die Härte seines Standes, und die Hoff=

nung, daß sie nur eine kurze Zeit dauern werde, tilgte seine Trauer bald ganz. Er war bald wieder der fröhliche Wilhelm, und tröstete sein Mädchen, wenn ihr thränender Blick auf seinem Rocke hängen blieb, oder sie ihm den Kuß verweigerte, weil er leicht eben so flatterhaft wie ein gewöhnlicher Soldat werden könne, denn diese standen schon dazumahl in dem Rufe, daß sie mit jedem Standquartiere auch ihr Mädchen verwechselten.

Als er seine Sophie über diesen Gegenstand vollkommen beruhigt, ihr ewige Treue geschworen, sie nach Verlauf seiner Dienstzeit zu heirathen gelobt hatte, langte am Hofe des Markgrafen die einzige Tochter desselben zum Besuche an. Sie hatte den Erbprinzen von K — geheirathet, lebte mit diesem in der glücklichsten Ehe, und führte die Frucht derselben, eine dreyjährige Prinzessinn, an der mütterlichen Hand, als ihr der entzückte Vater zum frohen Willkommen entgegen eilte.

Der Markgraf war ein großer Kinderfreund. Wenn er auf seinen Spatziergängen irgend einen Haufen spielender Kinder antraf, so trat er mitten unter sie, und beschenkte oft alle, wenn sein Anblick sie nicht zerstreute, und sie ungehindert fortspielten. Der Anblick der kleinen Prinzessinn, die süße Ueberzeugung, daß sie seine Enkelinn, das Ebenbild der geliebten Tochter sey, vermehrte daher seine Freuden um ein Großes, er nahm den kleinen Engel auf seine Arme, und jubelte hoch, wie die Holde ihre kleinen Arme um seinen Nacken schlang,

und ihn ohne Furcht freundlich küßte. Sein Herz hing von diesem Augenblicke an ganz an ihr; er schrieb dem Vater, er bath die Mutter, und beyde mußten ihre Liebe zum Kinde dem Wunsche des ehrwürdigen Vaters opfern, ihm versprechen, daß sie wenigstens einige Jahre die Tochter an seinem Hofe lassen, und ihm die Freude gönnen wollten, sich ihres Umganges zu freuen, sie groß zu erziehen.

Die zärtliche Mutter verbarg ihre Thränen, als sie sich bald hernach von ihrem Kinde trennen, und in die Arme ihres Gatten zurück kehren mußte, der Markgraf versprach diese Ueberwindung hoch zu lohnen, und jubelte auf's neue, als die kleine Prinzessinn durch den Abschied der Mutter nicht bekümmert schien, sondern munter und fröhlich zu seinen Füßen spielte. Er ordnete ihr jetzt einen vollkommenen Hofstaat, ernennte eine der verehrungswürdigsten Damen seines Landes zur Obersthofmeisterinn der kleinen Prinzessinn, und überließ es ihr, die übrigen Diener und Dienerinnen nach Gefallen zu wählen.

Diese Dame sah bey ihrer Wahl vorzüglich auf Treue und Redlichkeit. Sophie war unter denen, welche sie zum Kammermädchen der Prinzessinn bestimmte. Dieser neue Dienst brachte ihr viel höheren Lohn und Gewinn, aber die Pflicht, stets bey der Prinzessinn, oft sogar ihre Führerinn zu seyn, verhinderte sie, ihren geliebten Wilhelm zu sprechen und zu sehen. Oft verflossen Tage, sogar Wochen, in welchem sie ihn nur von weitem grüßen, höchstens

nur im Vorübereilen ein Paar Worte der Liebe zuflüstern konnte.

Zwang und Hinderniß sind echtes Unkraut im fetten, fruchtbaren Acker; je mehr man dieses zu vertilgen sucht, je stärker und vielfältiger keimt es empor. Auch Wilhelm und Sophie empfanden diese Wahrheit, sie glaubten sich ehe schon innig und zärtlich zu lieben, sie sahen jetzt ein, daß sie sich, getrennt von einander, noch weit stärker, noch weit heftiger liebten.

Sophie suchte die Sehnsucht nach ihrem Geliebten durch treue Erfüllung ihrer Pflicht, durch rastlose Beschäftigung zu mindern, Wilhelm, den die Wache die Woche nur einmahl traf, der unter dieser Zeit ganz geschäftlos umher wanderte, konnte dieß Mittel zur Tilgung seiner bangen Sehnsucht nicht wählen, Müßiggang und Zeit zum Nachdenken vermehrte seine Marter um ein Großes, sie ward ihm oft unausstehlich, er suchte — wenn er Stunden lang auf einen Blick seiner Geliebten gelauert hatte — Zerstreuung, Erhohlung, und fand sie im Trink- oder Spielhause.

So lange es ihm vergönnt war, seine Sophie oft zu sehen und zu sprechen, hatte er diese Häuser äußerst sparsam besucht, die mächtigste Leidenschaft des Menschen, die allmächtige Liebe, hatte jede andere Leidenschaft besiegt, jetzt rächten diese den Sieg, und keimten durch listige Vorstellung, daß ihr Vergnügen die Qualen der Liebe mindere, wieder mächtig empor, Wilhelm trank und spielte bald stärker

als vorher. Um diesen Aufwand zu bestreiten, langte seine Löhnung nicht zu, die Aeltern gaben ihm freylich eine monathliche Zulage, aber auch diese ward oft in einem Abende verspielt, und diente daher nur zur Vergrößerung seiner Liederlichkeit. Seine Spielsucht mehrte sich täglich; um sie zu befriedigen, machte er für seinen Stand nahmhafte Schulden, die ihn quälten und ängstigten, aber auch in der Hoffnung, daß er glücklich spielen würde, stets zu neuem Spiele verleiteten.

Als er eben wegen einer Schuld von zehn Gulden äußerst gedrängt wurde, Klage bey seinem Hauptmanne befürchtete, und doch nicht wußte, wie er bezahlen sollte, traf ihn die Reihe zur Wach-Parade. Er mußte an der Thür des Saals Wache stehen, in welchem der Markgraf mit den Großen seines Hofes speiste, und seinen Geburtstag feyerte. Wilhelm war so glücklich, an diesem Tage seine Sophie einige Mahl zu sehen und sogar im Vorübergehen zu sprechen. Dieß machte ihn heiter und fröhlich; wenn er aber seiner Schulden gedachte, so ward er wieder düster und traurig. Der Markgraf spielte selten, aber wenn er spielte, so spielte er gerne hoch, verlor und gewann dann nahmhafte Summen. An eben diesem Tage fand er Abends Vergnügen am Spiele.

Wilhelm sah mit gierigem Blicke zu, wenn auf einer Karte oft ein Haufe Goldes stand. Dieser reitzende Anblick weckte seine ganze Spielsucht, und endete immer mit der Vorstellung, daß eine einzige

dieser Karten ihn glücklich machen, ganz aus aller Verlegenheit retten könne. Er ward abgelöset, und diese Vorstellung war die ganze Ruhezeit hindurch die einzige Beschäftigung seiner erhitzten Einbildungskraft. Wie er wieder zur Wache an die Thür des Saals geführt wurde, spielte der Markgraf noch immer, obgleich die Mitternachtsstunde begann. Erst als diese geendet hatte, stand er auf, wickelte sein Gold, welches tausend Ducaten betrug, in ein seidenes Schnupftuch, hielt dieß in der Hand, und ging, mit einem seiner Minister sprechend, im Saale auf und nieder. In der Folge dieses Gesprächs lehnte er sich an einen Tisch, der nahe bey der Thür stand, und stellte das Gold, wahrscheinlich der Schwere wegen, auf diesen Tisch. Er entfernte sich bald hernach von diesem, und eilte endlich, ohne sich des Goldes zu erinnern, in sein Schlafgemach.

Alle Gegenwärtige verließen nun eben so eilfertig den Saal, die schlafbegierigen Diener löschten die Lichter aus, und suchten das Bett. Nur eine Laterne brannte am Eingange und erleuchtete den Saal dunkel, mehrere Grenadiere standen an den übrigen Thüren, und begannen jetzt, da niemand mehr zugegen war, auf und ab zu gehen. Wilhelm stand noch ernst und stille, sein Blick war auf das seidene Tuch geheftet, welches nahe vor ihm auf dem Tische lag. Er hatte zugesehen, wie der Markgraf sein Gold darein hüllte, er hatte gehört, wie es reitzend und lieblich klirrte, als er es auf

den Tisch warf. Wäre dieß Gold mein, dachte er, so wäre ich aus meiner Verlegenheit gerettet, so könnte ich meine ganze Lebenszeit hindurch glücklich und zufrieden mit meiner Sophie leben! — Die Vorstellung, daß so ein reicher Herr, wie der Markgraf sey, den Verlust gar nicht fühlen, nicht achten, sich sogar wahrscheinlich desselben nicht einmahl erinnern würde, mehrte die Versuchung um ein Großes. Er ging jetzt auch an der Thür auf und ab, er näherte sich im Gehen dem Tische, seine Hand zitterte, wenn er sie nach dem Tuche ausstreckte; als aber eben die Ablösungsstunde schlug, da griff er hastig zu, und steckte das Gold in seine Rocktasche.

Der Markgraf verließ erst spät am andern Tage das Bett, schon hatten andere Grenadiere die Wache bezogen, als die kleine Prinzessinn, welche jeden Morgen in seinem Schlafgemache erscheinen mußte, zu ihm eintrat. Wie er diese erblickte, gedachte er erst seines gesterigen Gewinns, den er zu einem Geschenke für sie bestimmt hatte; er suchte und fand ihn nicht, erinnerte sich endlich deutlich, daß er das Gold in sein Schnupftuch faßte, und dieses im Gespräche auf einen Tisch legte. Er ging selbst nach dem Saale, durchsuchte alles und fand nichts.

Nun war's erwiesen, daß das Gold gestohlen sey, nun begann die Untersuchung. Alle Diener, welche gegenwärtig waren, alle Grenadiere, welche am Saale Wache standen, wurden arretirt. Unter den letztern befand sich auch Wilhelm, er war schon

von der Hauptwache nach seinem Quartiere zurück gekehrt, und wurde von dort in den Arrest geführt. Man untersuchte sogleich die Wohnungen und Sachen aller Arretirten, und fand nicht das Geringste, man visitirte ihre Schubsäcke, und fand bey Wilhelmen kein Gold, aber das Schnupftuch des Markgrafen, welches dadurch unverkennbar wurde, weil es mit einer Krone und seinem Nahmen gezeichnet war.

Wilhelm gestand sogleich die That, und zeigte den Ort an, wo er das Gold hinter einem Holzstoße in einem alten Topfe vergraben hatte. Er konnte in der Folge selbst nicht sagen, wie es geschah, daß er das verrätherische Tuch nicht vernichtete, nicht von sich warf, er schüttete das Gold aus dem Tuche in den Topf, und steckte es, ohne die Folgen zu bedenken, in einer wahrscheinlich mechanischen Bewegung in den Sack.

So wahr als ich Markgraf bin, der Kerl muß hängen! sprach der Markgraf zornig, als man ihm meldete, daß der Thäter entdeckt, und ein Grenadier sey. Er befahl Standrecht über ihn zu halten, und einige Stunden nachher versammelte sich dieß wirklich, um über Wilhelmen den Tod auszusprechen. Erst um diese Zeit erfuhr die liebende Sophie das Verbrechen und das unvermeidliche Schicksal ihres Geliebten. Verzweiflung kennt keine Schranken, überspringt sie alle, wenn sie jenseits Hülfe erblickt. Sie eilte, als ein Raub derselben, zu den Aeltern des unglückliches Wilhelms, sie ge-

stand diesen, was ihnen vorher noch ein Geheimniß war, daß sie ihren Sohn auf's innigste liebe, und von ihnen Rath, Hülfe und Trost erwarte.

Die Unglücklichen konnten ihr nicht geben, was sie selbst nicht besaßen, sie jammerten trostlos mit ihr, suchten Freunde, Hülfe und Rath, und fanden keins von beyden. Vater und Mutter knieten bald nachher an der Schloßtreppe, welche nach dem Garten führte; sie flehten um Erbarmen, als der Markgraf diese herab stieg, aber er winkte mit ernstem Blicke, und die Trostlosen wurden weggeführt. Sie eilten von einem Minister zum andern, und erhielten überall die tödtende Versicherung, daß solch ein Verbrechen kein Mitleid verdiene, daß nichts in der Welt den Markgrafen bewegen würde, seinen theuern Schwur zu brechen.

Unter dieser Beschäftigung nahte der Abend, sie wankten nach ihrer Wohnung, und brachten die Gewißheit heim, daß das Standrecht über ihren einzigen Sohn den Tod ausgesprochen habe, daß er ihn morgen in der zehnten Stunde unter der Hand des Henkers dulden würde. Sophie hatte diese lange Zeit hindurch ihrer geharrt, ihr Jammer war ohne Gränzen, als sie diese schreckliche Nachricht hörte, sie eilte nach der Hauptwache, sie wollte wenigstens ihren Wilhelm noch ein Mahl sehen, aber ein Priester bereitete ihn eben zum nahen Tode, sie ward nicht vorgelassen. Mit zerrauftem Haare, mit starrem Blicke und blutig gerungenen Händen erschien sie jetzt im Zimmer der

Oberſthofmeiſterinn, die ſchon lange ihre ungewöhnliche Abweſenheit bemerkt, vergebens nach ihr gefragt hatte.

Sophiens Schmerz war keiner Worte fähig, die Oberſthofmeiſterinn brauchte viele Mühe und Geduld, ehe ſie die Urſache ihres ſchrecklichen Zuſtandes erfahren konnte. Sie war eine äußerſt ſanfte und menſchenfreundliche Dame, Sophiens Jammer rührte ihr Herz mächtig, ſie ſuchte ſie zu tröſten, durch Gründe der Religion zu überzeugen, daß Gottes Wege unerforſchlich, aber ſtets weiſe und gerecht wären; als aber die verzweiflungsvolle Sophie ſie dreiſt verſicherte, daß ſie an Gottes Barmherzigkeit zweifle, wenn er nicht Hülfe und Rettung ſende, ſo ſuchte ſie ſolche mit der Vorſtellung aufzurichten, daß auch dieſe noch zu hoffen, noch möglich ſey.

Sophie ergriff dieſen ſchwachen Stab des Troſtes mit Begierde, ſie warf ſich zu den Füßen der Tröſterinn nieder, und flehte um Hülfe und Erbarmen. Ich will thun, was ich kann und vermag, ſprach die Holde, nur die Gnade des Markgrafen kann dem Unglücklichen das Leben retten, ich ſehe ein, daß meine Bitte bey ihm nichts vermag, aber ich hoffe, eine Fürbitterinn zu finden, die er hören wird. Sie deutete bey dieſen Worten auf die kleine Prinzeſſinn, welche neben ihr mit einer Puppe ſpielte, und ſchon oft theilnehmend gefragt hatte: Warum die liebe Sophie ſo ſehr weine?

Sophie ſprang hoffend und ahndungsvoll em-

vor, als sie diese Worte des Trostes hörte, sie kannte die Liebe des Markgrafen zu diesem Kinde, sie glaubte überzeugt zu seyn, daß er ihm nichts versagen würde. Gewöhnlich stand der Markgraf schon um sechs Uhr des Morgens auf; so bald die Prinzessinn erwachte, welches gemeiniglich um acht Uhr geschah, mußte die Oberſthofmeisterinn solche zu ihm bringen. Die muntere Kleine blieb dann oft einige Stunden in seinem Cabinette, und zwang ihn, manches Mahl gar mit ihr zu spielen.

Es ward nun verabredet, daß man die Prinzessinn am folgenden Morgen früher wecken, und dann zum Markgrafen führen wollte, wo sie sogleich um Wilhelms Leben bitten sollte. Die Ausführung war aber schwerer, als man Anfangs glaubte. Die noch nicht drey Jahr alte Prinzessinn plauderte zwar stets, aber meistens nur einzelne, abgebrochene Wörter, konnte viele derselben gar nicht aussprechen. Indeß Sophie mit dem wahrscheinlichen Troste zu Wilhelms Aeltern eilte, auch diese der zerstörenden Verzweiflung entreissen, und neue Hoffnung in ihrem todten Herzen wecken wollte, versuchte die gutherzige Oberſthofmeisterinn, ihrem kleinen Eleven die Worte zu lehren, mit welchen sie zu Gunsten des unglücklichen Wilhelms, das Herz des Markgrafen rühren sollte; aber so sehr sie sich auch bemühte, die Bitte abzukürzen, und nur durch wenige Worte auszudrücken, so mengte doch eben oft die kleine Plauderinn diese wenigen unter einonder, und erregte die gegründete Furcht, daß der Markgraf ihre Bitte

nicht verstehen, und daher auch nicht achten würde. Doch hoffte sie das Beste, und trug die Prinzessinn bald in's Bett, um sie am andern Morgen früher wecken, und die Lection wiederhohlen zu können.

Sophie, deren Augen sich nicht schlossen, wachte die ganze Nacht am Bette des Engels, der ihr Erlöser werden sollte, sie bethete inbrünstig zu Gott, damit er diesen stärken, und ihren Worten Kraft verleihen möge. Schon um sechs Uhr weckte man die Prinzessinn, aber sie war noch schlaftrunken, weinte anhaltend und schlief bald auf's neue. Man denke sich das Leiden der armen Sophie, die den einzigen möglichen Retter schlafend erblickte, indeß der Geliebte ihres Herzens nahe Todesangst duldete, die jeder Glockenschlag mehrte.

Schon war's acht Uhr vorüber, als die Prinzessinn munter und fröhlich erwachte. Es war rührend anzusehen, mit welcher hastigen Eilfertigkeit die zitternde Sophie sie anzukleiden suchte, und aus allzu großer Eile den Anzug nur verzögerte; hätte die gutherzige Oberstхofmeisterinn ihr nicht Beystand geleistet, sie würde dieß kleine Geschäft lange nicht vollendet haben. Nun begann neuer Unterricht, und wie die Prinzessinn ihre Bitte nur mit halben Worten stammeln konnte, so ergriff die Obersthofmeisterinn ihre Hand, und führte sie zum Cabinette des Markgrafen. Sophie folgte von weitem mit gefalteten Händen, jedes ihrer Glieder zitterte der nahen Entscheidung entgegen.

Die Obersthofmeisterinn öffnete jetzt die Thür

des Cabinetts, und ließ die Prinzessinn allein eintreten, sie lehnte die Thür nur langsam an, und horchte an der offnen Spalte der Wirkung entgegen. Sophie drängte sich näher hinzu, und hob ihre Hände zu Gott empor. Der Markgraf saß an seinem Schreibtische, und blickte auf die Kommende. Sie ging bis in die Mitte des Cabinetts, kniete nieder, und hob ihre kleinen Hände bittend empor. Liebe Großpapa, stammelte sie, Genadirl schenken! Liebe Großpapa, wiederhohlte sie noch ein Mahl, Genadirl schenken! Der gerührte Markgraf stand hastig auf, hob die Prinzessinn empor, und schloß sie in seine Arme. Du verlangst viel, sprach er, indem er sie küßte, aber es ist deine erste Bitte, ich muß sie erfüllen! Der Grenadier hat Gnade! — — Er hat Gnade! flüsterte die horchende Obersthofmeisterinn der harrenden Sophie zu. Er hat Gnade! schrie diese laut auf, daß es im Vorgemache wiederhallte, und stürzte fort, um die erste Verkündigerinn derselben zu werden.

Ich wage es nicht, den Jubel der Aeltern zu schildern, als die athemlose Sophie mit diesem allmächtigen Worte des Trostes vor ihnen erschien, ihr flehendes Gebeth, ihre stammelnde Bitte zum Ewigen mit diesem freudigen Zurufe unterbrach, und ihnen noch nebenbey erzählte, daß ein Kammerjunker, wie sie bey der Hauptwache vorbey eilte, diese Gnade bereits dem armen Wilhelm im Nahmen des Markgrafen verkündigt habe. Der große Jammer

hat-

hatte bereits ihre wenige Lebenskraft mächtig geschwächt, die schnelle Freude schien den Ueberrest ganz zu rauben. Man mußte die unglücklichen Alten auf's Bett legen, alle ihre Glieder durchbebte ein heftiger Fieberfrost, sie waren dem Tode nahe, näherten sich ihm bald noch mehr, als sie kurz hernach hörten, daß der Markgraf zwar ihrem Sohne das Leben geschenkt, ihn aber doch zur Versöhnung der Gerechtigkeit auf drey Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt habe.

Damahls achtete man jeden, der in diesem Hause dulden mußte, für unehrlich. Keiner unter den Bürgern sprach mit diesen unglücklichen Opfern der Gerechtigkeit. Auch wenn die Strafe geendet hatte, und man den Erlösten wieder in jeder bürgerlichen Gesellschaft und Innung dulden mußte, so blieb sie doch immer als ein unvertilgbarer Fleck zurück, der den reinen Glanz einer ganzen Familie verdunkelte, ihr bey jeder Gelegenheit zum geheimen, oft gar öffentlichen Vorwurf diente. Diese Vorstellung, und wahrscheinlich auch das Bewußtseyn, daß ihr Sohn die Strafe mehr als doppelt verdient habe, verbitterte die Freude seiner glücklichen Rettung um ein Großes. Die Folgen des ausgestandenen Schreckens und Jammers, der finstere, trübe Blick in die Zukunft nagte an ihrem morschen Körper; ehe zwey Monden verflossen, schlummerten beyde im Grabe. Das ganze Erbe, welches sie ihrem Sohne hinterließen, ward in gerichtliche Verwahrung genommen, und zum Besten des Dulden-

den, weil er es jetzt nicht genießen, nicht verwalten durfte, in ein zinsbares Capital verwandelt.

Sophie liebte — liebte mit warmem Jugendfeuer, mit inniger, wahrer Zärtlichkeit. Niemand wird's ihr daher verdenken, oder es wenigstens ganz natürlich finden, wenn sie nicht gleich den Bürgern der Stadt, nicht wie Wilhelms Aeltern dachte. Der Allgeliebte war gerettet, mußte zwar harte Strafe, aber nicht immer, nicht ewig dulden. Ihre Einbildungskraft überhüpfte mit seltner Fertigkeit diesen kurzen Zeitraum, sie sah ihren Wilhelm wieder kettenlos unter den Menschen umher wandeln, er arbeitete emsig und anhaltend, er fand Unterstützung und Nahrung in einer fremden Stadt, die sein ehemahliges Verbrechen nicht kannte, er kam als Bürger derselben, um sich eine Gattinn zu wählen, er reichte ihr die Hand, und sie sank wonne- und freudefühlend in seine Arme. Dieß war die angenehme Vorstellung, mit welcher sie sich zu trösten suchte, wenn Wehmuth sie ergriff, und schwarzer Tiefsinn an ihrem Herzen nagen wollte.

Wilhelm hatte ein schweres Verbrechen verübt, die Gelegenheit war reitzend und einladend, aber lange nicht hinreichend genug, um den echten Rechtschaffenen in die Falle zu locken! Dieser Gedanke hätte sie schrecken, wenigstens bange Sorge für die Zukunft in ihr erregen sollen, aber nichts verzeiht, nichts entschuldigt stärker als die Liebe. Sie hat zwey Mäntel, welche sie abwechselnd trägt, einer ist lang, weit, und dem Auge undurchdringbar,

der andere ist klein, enge und vom dünsten Flore gewebt. Mit dem erstern bedeckt sie die Mängel und Fehler des geliebten Gegenstandes, wenn sie sich naht, in den letztern hüllt sie diesen, wenn sie Abschied nehmen will, oder einen Reitzendern findet.

Wie Wilhelm zur Prinzessinn geführt wurde, um ihr auf Befehl des Markgrafen für ihre Fürbitte, für sein Leben zu danken, stand Sophie im Gemache derselben. Ihr rothgeweintes Auge, ihr noch thränender Blick überzeugte ihn deutlich, daß ihr Leiden, ihr Jammer groß war, er sah zugleich ein, daß sie die Retterinn seines Lebens war, und ohne ihre Mitwirkung die Prinzessinn schwerlich für ihn gebethen hätte. Dieser große Beweis ihrer Liebe ermunterte ihn zur Dankbarkeit, er trat näher zu ihr. Wenn ich's je vergesse, flüsterte er leise, was ich ihnen zu verdanken habe, so soll mir Gott schnell wieder rauben, was er mir so wunderbar schenkte. Vergessen sie indeß den Unglücklichen nicht ganz, er ist ihres Mitleids würdig. Sophie konnte nicht antworten, aber ihr Blick sprach um so stärker, Wilhelm ging mit der Gewißheit von dannen, daß sie ihn noch liebe, und seiner harren würde.

Die Obersthofmeisterinn hatte das kurze Gespräch bemerkt, und Sophiens redenden Blick gesehen, sie achtete es für nöthig, die letztere vor unangenehmen Folgen zu warnen. Liebes Kind, sprach die Gute, ohne zu untersuchen, ob der unglückliche, aber auch strafbare Jüngling deiner Liebe noch würdig sey, will ich's nicht hindern, wenn du ihm in

seinem künftigen Zustande nach deinen Kräften Wohlthaten erzeigst, aber ich muß es dir bey Verluste deines Dienstes und meiner Gnade streng verbiethen, ihn im Zuchthause zu besuchen, oder mit ihm auf der Gasse zu sprechen. Es würde deinen Ruf kränken, wenn du meinen Befehl übertreten wolltest, und schwarzen Schatten auf mich werfen, wenn ich es duldete. Ich fordere daher dein festes Versprechen, damit ich ruhig seyn, und mit Recht strafen kann, wenn du es doch nicht erfülltest.

Sophie sah die Billigkeit ihrer Forderung ein, sie versprach, streng zu gehorchen, nur bath sie flehend, ihr die einzige Erlaubniß zu gönnen, ihm dieß Verboth kund zu machen, damit es der Unglückliche nicht für Verachtung von ihrer Seite halte, und dadurch zur Verzweiflung gereitzt würde. Obgleich die Oberst-hofmeisterinn diesen Schritt nicht billigen konnte, so war sie doch großmüthig genug, ihn nicht zu verbiethen, doch forderte sie ausdrücklich, daß es nicht durch Sophien selbst, sondern durch einen Dritten geschehen müsse, und für die Zukunft kein Briefwechsel Statt haben dürfe.

Sophie dankte, und eilte noch am nähmlichen Tage zu Wilhelms Mutter, welche sie um ihrer Theilnahme willen jetzt innig liebte, und herzlich gerne als Schwiegertochter umarmt hätte. Dort schrieb sie ihrem Wilhelm alles, und fügte noch manches, was ihm trösten und erquicken konnte, hinzu. Eine alte Frau, welche von der Mutter an Wilhelmen gesandt wurde, brachte mündlichen, in-

nigen Dank zurück, weil es ihm nicht vergönnt war, Antwort zu schreiben.

Die Arbeit aller Verbrecher im Zuchthause war schwer und anhaltend, aber noch entkräftender und härter war die schmale, äußerst schlechte Kost, welche ihnen gereicht wurde. Die Unglücklichen, welche nicht Freunde und Anverwandte hatten, nicht Wohlthäter in der Stadt fanden, mußten oft hungrig schlafen gehen. Diese schlechte Kost war nicht Strafe, wahrscheinlich nur eine Folge der Habsucht der Vorsteher, weil es allen, die in diesem Hause duldeten, erlaubt war, sich bessere Speisen zu kaufen, wenn sie Geld von außen erhielten.

So lange Wilhelms Aeltern lebten, sandten sie ihrem unglücklichen Sohn täglich Speisen, als aber beyde in so kurzer Zeit starben, da fühlte Wilhelm durch einige Tage die volle Last seines Schicksals in seiner ganzen Größe. Er war von Jugend auf bessere Kost gewohnt, ein unüberwindlicher Ekel hinderte ihn jetzt, das Wenige zu genießen, was man ihm reichte. Matt und kraftlos taumelte er umher, bekam Schläge, weil er die vorgeschriebene Arbeit nicht vollenden konnte, und hoffte eben, daß der Tod seine Marter bald enden würde, als ein altes Weib erschien, und ihm nahrhafte und gute Speise brachte. Sie schützte strenges Verboth vor, wenn er nach dem Nahmen seines neuen Wohlthäters fragte, sie lächelte geheimnißvoll, wenn er bald diesen, bald jenen seiner Anverwandten nannte. Erst nach einigen Wochen gab die Alte, welche von nun

an täglich mit Speise erschien, seiner dringenden Bitte Gehör, und gestand ihm, daß Sophie seine Wohlthäterinn sey, ihre Kost mehr als mit ihm theile, sich stets nur mit einer Speise sättige, und alle übrigen ihm sende. Dankbare Thränen rollten bey dieser Nachricht über seine Wangen, er blickte gen Himmel, und schien Gott zu fragen: Wie er solch eine Liebe lohnen und vergelten könne?

Sophie hoffte, Wilhelms Strafe durch neue Fürbitte abzukürzen, sie wandte sich daher, wie ein Jahr seiner Strafzeit verflossen war, auf's neue an die Obersthofmeisterinn, allein diese konnte nicht mehr helfen und nützen, weil der Markgraf es ihr ausdrücklich und bey Verlust seiner Gnade untersagt hatte, die Prinzessinn nie mehr zu einer ähnlichen Bitte aufzufordern, und dadurch den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Diese Nachricht that ihrem liebenden Herzen äußerst weh, nur die Hoffnung, daß die übrigen zwey Jahre gleich dem ersten schwinden müßten, war der süße Trost, wenn sie das Schicksal des Unglücklichen im Verborgenen beweinte. Noch mehr als dieser Gedanke tröstete sie die Vorstellung, daß sie diese ganze Zeit hindurch ihres Geliebten Wohlthäterinn seyn, und das harte Loos desselben um vieles erleichtern könne, sie sandte ihm nicht allein täglich die meisten der Speisen, welche für sie bestimmt waren, sondern sie legte auch jede Woche etwas Geld bey, weil sie wußte, daß Wilhelm gern Tabak rauche, und sie ihm dieß Vergnügen nicht rauben wollte.

So verflossen auch die zwey letzten Jahre der Strafzeit. Schnell und anhaltend klopfte Sophiens Herz, als der letzte Monath, die letzte Woche, und endlich auch der letzte Tag derselben nahte. Hoch röthete sich ihre Wange, reine Freude glänzte in ihrem Auge, wie Wilhelm ihr durch die Ueberbringerinn der Speisen nochmahls auf's wärmste für die große Wohlthat danken, und zugleich melden ließ, daß er morgen das Haus der Strafe verlassen würde. Er wird, fügte die Alte hinzu, zu einer alten Muhme ziehen, und wenn er sich anständig gekleidet hat, es wagen, sie dahin einzuladen, um ihnen mündlich danken zu können.

Sophie harrte dieser Nachricht mit der Ungeduld der Liebenden entgegen. Sie hatte ihren Wilhelm wirklich durch drey volle Jahre nicht gesehen, er mußte immer im Hofe des Zuchthauses arbeiten, sie konnte sich nicht dahin wagen, weil man jedem jungen Mädchen den Zutritt dahin verweigerte, und der Verlust ihres Dienstes ganz sicher erfolgt wäre, wenn nur ein Versuch dieser Art wäre verrathen worden. Man denke sich nun die Sehnsucht, das peinigende, heischende Verlangen des liebenden Mädchens!

Eben war's ein Sonntag, eben kam sie aus der Kirche zurück, in welcher sie andächtig gebethet, aber auch mit suchendem Auge oft und lange umher geblickt hatte, als ein kleines Mädchen im Schloßhofe ihrer harrte, und ihr einen Brief überreichte. Wilhelm, der dankbegierige Wilhelm hatte ihn ge-

schrieben, er enthielt eine Einladung auf den folgenden Nachmittag zu seiner alten Muhme, welche ihn nicht allein liebreich aufgenommen, sondern auch wider Vermuthen sein und Sophiens Glück zu gründen versprochen hatte.

Sophie eilte um die bestimmte Stunde zu ihrem Wilhelm. Als sie zitternd die Thür des Gemachs öffnete, wankte er ihr mit Thränen im Auge entgegen, das Unglück und wahrscheinlich noch der Kummer hatte seine Wangen gebleicht, aber sein Auge glänzte um so feuriger, sein Mund sprach zwar wenig, aber das Wenige bewies deutlich, daß er sein Vergehen innig bereue, und ewig dankbar seyn werde. Die alte, geschwätzige Muhme störte das Gefühl der Liebenden um ein Großes, sie lobte Sophiens Wohlthaten, welche sie so lange Zeit hindurch ihrem Vetter erwiesen hatte, mit vielen Worten. Ich muß aufrichtig gestehen, sprach sie, daß ich den gottlosen Buben, der seine Aeltern ins Grab gestürzt, mir und allen seinen Freunden so viel Schande gemacht hat, ganz vergessen wollte. Wie ich aber hörte, daß ein fremdes Mädchen nicht allein sein Leben gerettet, sondern ihn auch drey Jahre lang ernährt habe, da dachte ich: Du handelst doch zu hart, du mußt vergeben und vergessen! Auch will ich mein Gelübde halten, will sein künftiges Glück zu gründen und zu vermehren suchen, wenn er nur künftig auch keine liederliche Streiche mehr begeht, und seinem treuen Mädchen ihre Liebe lohnt.

Sie sprach noch lange in diesem Tone fort, wie aber auf dem nahen Thurme die Glocken zur Nachmittagspredigt riefen, da ergriff sie ihr Gesangbuch, eilte fort, und gönnte den Leidenden das seltene Glück, ungestört sprechen, ungehindert küssen zu können. Der Bund der ewigen Treue und Liebe ward in dieser wenigen Zeit erneuert, sogar Plane zur künftigen Erfüllung entworfen.

Wilhelm erzählte seiner Sophie, daß sein väterliches Erbe nahe an zwey tausend Gulden betrage, wenn er nun, fügte er hinzu, was er hoffen und erwarten könne, von der weit reichern Muhme noch eine ähnliche Summe erhalten würde, so sey diese Summe hinlänglich, sich in einem Städtchen eines benachbarten Fürstenthums als Handelsmann zu etabliren, und dort glücklich und vorwurfsfrey zu leben. Sophie, welche innig liebte, und sich daher so gern eine glückliche Zukunft träumte, billigte den ganzen Plan vom Herzen, bath sogar, ihn nur recht bald auszuführen. Sie besuchte nun ihren Wilhelm öfters, kam vorzüglich alle Sonntage, um den Nachmittag desselben in seinen Armen zu durchleben. Wilhelm, den mehr die Schande und die Sorge eines kränkenden Vorwurfs als echte, wahre Reue an sein Zimmer fesselte, und an jedem gesellschaftlichen Vergnügen hinderte, gewann bald dadurch das volle Zutrauen der gutherzigen Alten, sie wollte eben seine Bitte erfüllen, und ihn mit einer hinlänglichen Summe unterstützen, als sie ein jäher Schlagfluß traf, und ihr nur noch so viel Le-

bensfrist gönnte, und bey vollem Bewußtseyn und reifer Vernunft ihren Vetter zum Universal-Erben einzusetzen.

Wilhelm war nun ein reicher Mann, sein Vermögen gränzte nahe an funfzehn tausend Gulden, es bestand in lauter sichern Capitalien, die er jederzeit aufkündigen und erheben konnte. Er that das erstere, und wand sich nun aus Sophiens Armen los, um sich einen Ort zu suchen, wo sie künftig ruhig leben, und das Glück der Liebe genießen konnten.

Ehe er schied, forderte er schlechterdings, daß Sophie ihrem Dienste entsagen, und bey ihren Aeltern seine Rückkunft erwarten sollte. Die armen Aeltern, welche nur auf das zeitliche Glück ihres Kindes sahen, billigten Sophiens Wahl und Entschluß, nur forderten sie, daß Wilhelm sich mit ihr vor seiner Abreise verloben sollte; er war willig, diese Forderung zu erfüllen, und Sophie verließ das Schloß noch einige Tage vor Wilhelms Abreise. Er war mit ihr verlobt, als er schied, er versprach, binnen Mondesfrist wieder zu kehren, und sie dann sogleich zu heirathen. Wer kann's dem liebenden Mädchen verdenken, wenn sie bey so voller Gewißheit ihres nahen Glückes dankbar zu seyn wünschte, minder streng eine kleine Freyheit verweigerte, und dadurch unvermerkt in die Fluthen des brausenden Stroms gerieth, der alles mit sich fortreißt, was sich seinen Wellen naht. Als endlich Wilhelm wirklich schied, so mischten sich in die Thränen des Abschiedes auch Thränen der Reue, der

verlornen Unschuld, welche nur die Hoffnung der baldigen Wiederkehr trocknen konnte.

Es war zwischen den Liebenden verabredet worden, daß Wilhelm mit jedem Posttage schreiben, seine Gesundheit und den Erfolg seines Unternehmens berichten solle. Er erfüllte sein Versprechen strenge, Sophie erhielt jede Woche zwey Mahl Nachricht von ihm, nur trauerte sie, wenn sie in seinen Briefen las, daß er immer weiter reise, und es ihm nirgends behagen wollte. Wie ein Monath verflossen war, und er von Frankfurt aus zum letzten Mahle geschrieben hatte, erfolgte kein Brief, keine Nachricht mehr.

Sophiens Kummer ward bald groß, ward in der Folge unerträglich, weil sie sich schwanger fühlte. Vier Monathe harrte sie vergebens auf weitere Nachricht, als aber ihre Aeltern über Wilhelms Stillschweigen ebenfalls traurig wurden, ihr Vorwürfe zu machen begannen, weil sie sich mit einem so schlechten Menschen in ein Liebesverständniß eingelassen, und ihrem guten Dienste so leichtsinnig entsagt habe, da rang sie in geheim nach Trost und Hülfe. Sie erinnerte sich jetzt erst, daß Wilhelm kurz vor seiner Abreise einem sehr rechtschaffenen Advocaten die Verwaltung seines Vermögens anvertraut habe, sie eilte zu ihm, um zu erfahren, ob Wilhelm ihm diese lange Zeit hindurch ebenfalls nicht geschrieben habe, und wollte ihn dann erst als todt beweinen, wenn er, da er nicht mehr als funfzig Ducaten mit sich genommen hatte, unter dieser

langen Zeit kein Geld verlangt hätte. Todesblässe verbreitete sich über ihre Wangen, sie zitterte und bebte, als der ehrliche Mann ihr sogleich erzählte, daß Wilhelm diese Zeit über ihm stets geschrieben, nun aber wohl nicht mehr so oft schreiben würde, weil er ihm eben mit letzter Post den letzten Rest seines ganzen Vermögens nach Frankfurt übersandt habe. Er wird sich dort, fuhr er fort, wie ich aus allem ersehe, etabliren und ein reiches Mädchen heirathen. Je nun, setzte er hinzu, ich gönne ihr und ihm das Glück herzlich gerne, und wünsche nur, daß es von Dauer sey. Hier kennt man den Vogel, hier wäre es ihm nicht gelungen, eine so reiche Braut heim zu führen.

Sophie konnte die zentnerschwere Last, welche der Erzähler so schnell, so unbarmherzig auf sie wälzte, nicht ertragen, sie sank kraftlos zu Boden. Als der Alte sie geweckt und gelabt hatte, forschte er nach ihrem Nahmen und der Ursache ihres Schreckens, als sie den erstern stammelte, errieth er sogleich die Ursache des letztern. Er erinnerte sich, daß Wilhelm ihn in einem seiner Briefe sehr dringend gebethen hatte, seinen Aufenthalt zu Frankfurt vor jedermann, vorzüglich aber vor einem gewissen Mädchen, welches sich Sophie G.— nenne, geheim zu halten. Sie können sich, schrieb der Undankbare, die Ursache meiner Bitte leicht denken. Ich wurde, als ich noch Grenadier war, mit ihr bekannt, das Mädchen hing klettenmäßig an mir, sie gewährte, und ich genoß alles. Habsucht und Ei=

gennutz könnte sie jetzt leicht reitzen, dem ehemahligen armen, jetzt reichen Liebhaber nachzulaufen, nach Art dieser kühnen Creaturen entweder seine äußerst vortheilhafte, ihn ganz glücklich machende Heirath zu hindern, oder wenigstens ihr Stillschweigen nur für eine nahmhafte Summe zu verkaufen.

Der Advocat, welcher in diesem Falle Wilhelms schändlichen Lügen vollen Glauben beymaß, auch jetzt noch muthmaßte, daß ihre Nachfrage ähnliche Ursache zur Absicht habe, war offenherzig genug, der leidenden Sophie dieß alles mit trocknen Worten kund zu machen, ihr nebenbey wohlmeinend zu rathen, daß sie seines Clienten Glück nicht hindern möge, weil sie in jedem Falle zu spät kommen, wohl seinen Zorn, aber durch solche Mittel nie seine Großmuth reitzen würde.

Sophiens Zustand war schrecklich, war erbarmungswürdig. Ihr Blick hatte immer hoffend und fest an der Zukunft gehangen, jetzt verfinsterte sich diese glückliche Aussicht, ein Abgrund öffnete sich zu ihren Füßen, sie schauderte zurück, und ein noch gräßlicherer lag vor ihr. Sie fühlte sich verstoßen, und verlassen; sie sah nirgends Trost, nirgends Hoffnung, noch Hülfe; ihre Sinne starrten wirkungslos umher; das Rad ihrer Einbildungskraft stockte, die immer thätige Seele konnte es nicht drehen, nicht wenden. Undank und Grausamkeit hatten sie tödtlich verwundet, ihr Schmerz durchbebte jeden Nerv, durchzitterte jede Faser des ver-

lassenen Mädchens. Mit jedem Tropfen Blutes rollt der zentnerschwere Gedanke langsam durch ihre Adern, und strömte wieder hastig nach dem Herzen, um dort vergebens Raum zu suchen. Sie konnte nicht reden, kaum wanken, sie verließ das Zimmer des Advocaten, ohne es verlassen zu wollen, sie irrte in den Gassen der Stadt umher, ohne zu wissen, wohin sie gehen wolle.

Am Abende fand sie die suchende Mutter in einem Garten der entlegensten Vorstadt, sie saß im Gipfel einer hohen Linde, und breitete ihre Arme hoch zum Himmel empor. Ein kleines Mädchen, welches sie hinauf klettern sah, verrieth ihren Aufenthalt. Die Mutter staunte mit Recht über dieß seltene Unternehmen, aber sie staunte bald noch mehr, als die Tochter zwar ihr ängstliches Rufen hörte, willig herab stieg, aber auch nur zu deutlich bewies, daß ihre Vernunft schlummere, wohl gar ein Raub des Wahnsinnes geworden sey. Die Folge bestätigte diese traurige Gewißheit vollkommen, lange blieb's den jammernden Aeltern ein Geheimniß, welch ein schreckliches Unglück ihr armes Kind in diesen Abgrund gestürzt habe, endlich entdeckten sie durch Zufall den Besuch, welchen sie bey dem Advocaten gemacht hatte, und erfuhren durch diesen den gräßlichen Meineid des treulosen Wilhelms.

Die wahnsinnige Sophie hatte mit ihrer Vernunft auch den Gebrauch ihrer Sprache verloren, sie beantwortete keine Frage, niemand hörte mehr ein Wort von ihr. Sie ging, wenn sie daheim

war, mit gefalteten Händen, mit gesenktem Auge langsam auf und nieder, und versuchte stets durch tiefe Seufzer, die drückende Last ihres Herzens zu lösen. Schon am andern Morgen umgürtete sie ihren Körper mit einem langen Flore, und heftete auf ihre linke Brust, unter der ihr verlassenes Herz ruhte, einen schwarzen Fleck. Sie zitterte und bebte, sie wüthete und rasete, wenn man ihr diesen Zierath rauben wollte, sie schüttelte langsam und traurig den Kopf, wenn man sie trösten wollte. Oft entwischte sie der Aufmerksamkeit ihrer Aeltern, und eilte ins Freye. Die suchende Mutter war dann gewiß, daß sie solche auf der hohen Linde wiederfinden würde; immer traf sie solche im Gipfel derselben, wo sie mit hocherhabenen Händen zu bethen schien.

Wehmuth füllt mein Herz, theilnehmende Thränen treten in mein Auge, wenn ich mir das Leiden der Unglücklichen denke, wenn ich der Ursache nachforsche: Warum sie eben die hohe Linde erstieg, und dort so andächtig bethete? Wahrscheinlich wollte sie ihren unendlichen Schmerz, ihren übergroßen Jammer dem Ewigen klagen; wahrscheinlich glaubte sie in ihrem Wahnsinne, daß sie im Gipfel der Linde ihm näher sey, daß er sie in dieser Höhe besser hören würde. Ach, es ist ein Schauder erregendes Bild, wenn der Unglückliche, der nirgends Hülfe, nirgends Trost auf der weiten, großen Erde findet, einen hohen Baum erklettert, um von seiner Höhe zum Ewigen zu rufen, da er sein Flehen aus der

Tiefe nicht zu hören scheint. Es ist ein Beweis des höchsten Dranges, des größten Jammers, des fühlbarsten Schmerzes!

Erst einen Monath später sahen die unglücklichen Aeltern des unglücklichsten Kindes, daß ihr Jammer noch kein Ziel erreiche, daß er sich in der Folge noch um ein Großes mehren müsse, sie erkannten deutlich, daß Sophie schwanger sey. Ihre gerechten Klagen über den schändlichen und meineidigen Verführer wurden nun lauter, man sprach in der ganzen Stadt von Sophiens Unglücke; die Obersthofmeisterinn erfuhr es, und durch diese der Markgraf selbst. Er staunte über den schrecklichen Undank des Jünglings, er ging am Nachmittage selbst nach Sophiens Wohnung, um sich von der Wahrheit der Geschichte zu überzeugen. Er sah die Unglückliche, und Thränen traten in sein Auge, er beschenkte ihre Aeltern sehr reichlich, und versprach noch mehr zu thun.

Eine Stunde nach seiner Rückkunft ins Schloß ging ein Courier nach Frankfurt ab, welcher den gemessenen Auftrag hatte, Wilhelms Heirath wo möglich zu hindern, und ihn unter den fürchterlichsten Drohungen zur Rückkehr und zum Ersatze der leidenden Unschuld zu bewegen. Der Abgesandte fand Wilhelmen nicht mehr in Frankfurt, er hatte in einem benachbarten Städtchen eine schöne, reiche Kaufmannstochter geheirathet, und lebte dort mit einem Aufwande, der nach Zeugniß der Sach-

kun-

kundigen, ein weit größeres Vermögen bald verschlingen würde.

Ohne zu bedenken, daß nun keine Heirath mit Sophien möglich sey, reisete der Abgesandte nach diesem Städtchen, und machte dem in Freuden lebenden Wilhelm die Schreckenspost des Markgrafen kund. Sie schien ihn sehr zu erschüttern, er zitterte und bebte, versprach dem Abgesandten am andern Morgen eine schriftliche Rechtfertigung und eine Summe Geldes zur Unterstützung der leidenden Sophie zu überbringen. Wie aber der Abgesandte bis am Mittag des andern Tages vergebens auf beydes harrte, und nun wieder nach Wilhelms Wohnung ging, fand er dort alles in größter Bestürzung, und erfuhr, daß Wilhelm schon am Abende vorher aus dem Hause verschwunden, den mitgenommenen Sachen nach zu urtheilen, ganz entflohen sey.

Wenn der treulose Undankbare mein Land jemahls betritt, sprach der Markgraf, als er diese Nachricht hörte, so harrt seiner ewige Zuchthausstrafe! Der menschenfreundliche Fürst ward nun selbst Vater der Verlassenen, er setzte ihr eine jährliche Pension von zwey hundert Thalern aus, er versprach, das Kind zu versorgen, und geboth den Aeltern, die Unglückliche nicht durch Vorwürfe zu kränken, ihr vielmehr durch sorgfältige Pflege den schrecklichen Zustand auf alle mögliche Art zu erleichtern. Oft sandte er ihr Speisen von seiner Tafel, und schüttelte immer nachdenkend den Kopf,

wenn er sich die seltene Liebe des Mädchens, den schrecklichen Undank des Jünglings dachte.

Die fürstliche Fürsorge reitzte die nun wenigstens von Nahrungssorgen befreyten Aeltern zur größern und mehrern Aufmerksamkeit. Um Unglück zu verhüthen, welches in ihrem Zustande so leicht und möglich war, verhinderten sie es strenge, daß Sophie nicht mehr nach dem Garten gehen, nicht mehr die hohe Linde besteigen konnte, aber eben diese gute Meinung war die Ursache des schrecklichen Todes ihres unglücklichen Kindes. Sophie wollte bethen, ihr Unglück, daß keiner äußern Linderung fähig war, forderte diesen innern Trost mit Heftigkeit, ihr Wahnsinn verleitete sie zu dem Gedanken, daß sie nur auf einem erhabenen Orte bethen könne. Als ihr alter Vater, nöthiger Geschäfte wegen, abwesend war, und ihre Mutter mit einer Nachbarinn an der Hausthür sprach, verließ Sophie das Zimmer, eilte auf den Boden des Hauses, erkletterte ein Dachfenster, und wollte durch dieses bis an den Fenstern des Hauses empor klimmen. Die Nachbarn sahen es, ehe sie aber zu Hülfe eilen konnten, verlor ihr Körper das Gleichgewicht, sie stürzte von der Höhe herab, und lag zerschmettert vor dem starrenden Auge der bebenden Mutter.

Ich wende mein nasses Auge von dieser schrecklichen Scene; als sie dem Markgrafen bekannt wurde, seufzte er tief, und legte die Hand auf sein fühlendes Herz. Bald nachher machte er es bekannt, daß er die Leiche selbst zu ihrer Ruhestätte

begleiten würde, seinem Beyspiele folgte der Hof und die ganze Stadt. Es war rührend zu sehen, wie der lange Zug durch alle Gassen in krummen Linien dem Sarge der Unglücklichen nachwallte. Der Hofprediger mußte die Leichenrede halten, er wählte den Text: Er hat mich verlassen, aber der Herr nahm mich auf! Aller Augen thränten, als er begann, und manche wankende Tugend des lüsternen Mädchens ward durch seine vortreffliche Rede zum stärkern und siegenden Kampfe ermuntert. Der Markgraf ließ das Grab der Unglücklichen mit einem Leichensteine zieren, und zahlte den trauernden Aeltern die zwey hundert Thaler bis an ihren Tod.

Zwanzig lange Jahre nachher, als der Körper des redlichen Fürsten schon in der Gruft seiner Väter schlummerte, langte am Rathhause der Stadt eine so genannte Bettelfuhre an. Ein Sterbender ächzte darin auf einem Bunde Stroh. Die Schriften, welche der Fuhrmann dem Rathe überreichte, überzeugten den letztern sogleich, daß der Sterbende der undankbare, treulose Wilhelm sey. Er war als ein Bettler im benachbarten Lande an der Straße krank gefunden, und gemäß seiner Aussage, nach seinem Geburtsorte zur nöthigen Versorgung abgesandt worden. Wie man ihn nach dem Spitale tragen wollte, hatte er seinen fürchterlichen Todeskampf schon vollendet, er ward auf dem Gottesacker des Zuchthauses beerdigt, niemand ging mit seiner Leiche, niemand weinte an seinem Grabe.

Er ruht jetzt dort, wo er hätte dulden und büßen sollen! O wie gerne möchte ich den Vorhang lüften, und in das unendliche Jenseits blicken, um jedem Verführer, jedem Meineidigen mit Gewißheit zurufen zu können: Er büßt auch dort, was er hier verbrach!

Graf von L—.

Selten, sagt man im gemeinen Sprichworte, sind die Ehen der Großen und Vornehmen glücklich, weil sie selten aus echter Liebe und Neigung, meistens nur aus Eigennutz und Nebenabsichten die Gehülfinn wählen, welche mit ihnen Hand in Hand durchs Leben wandern, Kummer und Freude, Glück und Unglück mit ihnen theilen soll. Graf L— war unter den Wenigen, welche bloß aus Neigung und Liebe wählten, der glücklichste! Als sein sterbender, sehr reicher Vater von dem jammernden Sohne die Erfüllung des einzigen Wunsches, ihn vor seinem Ende verheirathet zu sehen, mit Wehmuth heischte, da führte der Gehorsame ein sehr armes, aber schönes und tugendhaftes Mädchen vor sein Sterbebett. Nur wenige Stunden hatte der Alte noch zu leben, sie waren ihm zu wichtig, um sie zur Un-

tersuchung des Stammbaums der Braut zu verwenden, er segnete die Verlobten, und genoß in der letzten Stunde seines Lebens die Freude, seinen einzigen Sohn verheirathet zu sehen.

Der zahlreiche Adel der ganzen großen Hauptstadt staunte über diese seltene und schnelle Heirath. Viele Mütter hatten bisher Ursache, zu hoffen, daß der ahnen- und geldreiche Graf eine ihrer Töchter zur Gemahlinn wählen würde, viele Väter glaubten mit Zuversicht, daß er den Glanz ihrer zahlreichen Ahnen erkennen, und die durch ihre Verschwendung arm gemachte Tochter wieder reich und glücklich machen würde. Aller Aussichten waren nun vernichtet und verschwunden, ein unbekanntes, armes Mädchen, das nie in einer Assemblee erschienen war, war Gräfinn geworden; konnte nun alle an Glanz und Pracht verdunkeln!

Man achtete damahls noch streng auf Etikette und Ahnenprobe, der zanksüchtige Neid wirkte noch stärker, als diese Achtung; alle Damen beschlossen daher, daß keine unter allen, nach damahliger Sitte und Gewohnheit, die junge Gräfinn in irgend einer Gesellschaft aufführen wolle, wenn ihr Gatte nicht vorher im Zirkel der Männer deutlich und klar erwiesen hätte, daß sie vom echten Adel abstamme, und apartementmäßig sey. Sie kannten die Gesinnungen des Grafen aus Erfahrung, sie wußten, daß er sich oft schon über den Stolz des Adels lustig gemacht hatte, sie hofften, daß er aus dieser Ursache, wenn er es auch vermöge, die Probe nicht

leisten würde, und wollten sich dann herrlich an ihm rächen.

Graf L— war erst acht und zwanzig Jahr alt, als er sich vermählte, sein großer Reichthum berechtigte ihn, frey und unabhängig auf seinen schönen Landgütern zu leben, aber sein thätiger Geist verachtete Müßiggang und lästige Ruhe, schon im achtzehnten Jahre seines Alters trat er in die Dienste seines Monarchen, stieg durch Verdienst, nicht durch Fürsprache, immer höher, und ward nach zwey Monathen, nach dem Tode seines Vaters, zum Präsidenten der Landesregierung ernannt. Er hatte bisher mit seiner ihn äußerst liebenden Gattinn in stiller, häuslicher Ruhe gelebt, er war der Trauer wegen mit ihr an keinem öffentlichen Orte erschienen, und würde wahrscheinlich nie dort erschienen seyn, wenn ihm sein neues Amt nicht neüe Pflichten auferlegt hätte. Er empfing als Präsident vom Monarchen so genannte Tafelgelder, mußte dafür täglich an gewissen Tagen eine öffentliche Tafel geben, und — wahrscheinlich im Nahmen des Monarchen — den höhern Adel bewirthen. Ehe ein Monath verfloß, erschien einer dieser Tage, er sandte die gewöhnlichen Einladungs-Billete umher, und staunte, als er eben so viele Entschuldigungen zurück erhielt. Er glaubte die Ursache zu errathen, und ging am andern Morgen zum Monarchen. Mein Fürst, sprach er im offenen Tone, ich bitte, mir die Tafelgelder nicht mehr auszahlen zu lassen, denn ich kann sie nicht benützen, man hat mir alle meine

Einladungs-Billete mit leeren Entschuldigungen zurück gesendet.

Fürst. Zurück gesendet? Aus welcher Ursache?

Graf. Ausdrücklich vermag ich sie nicht anzugeben, aber höchst wahrscheinlich ist's diese, daß ich ein armes Mädchen heirathete, daß ich nur ihre Tugend, ihre vortreffliche Denkungsart bewunderte, und aus Bewunderung über diese seltenen Vorzüge zu fragen vergaß: Ob sie auch einen gemahlten, mit sechzehn Nahmen beschriebenen Baum von ihrem Vater geerbt habe?

Fürst (lächelnd.) So ist's also wirklich wahr, was man bisher nur in geheim munkelte, daß der Graf L—, einer der angesehensten Cavaliere meines Landes, eine Bürgerliche geheirathet habe?

Graf (mit warmer Empfindung.) Der Adel ihrer Seele ist noch größer, als die Schönheit ihres Körpers! Ich sehe also gar nicht ein, was für ein Unterschied zwischen ihr und andern Damen Statt finden könne, da sie des Grafen L—s, des fürstlichen Präsidentens, Gattinn ist.

Fürst. Sie sprechen mit Wärme.

Graf. Und ich glaube, auch mit Wahrheit.

Fürst. Wer war der Vater ihrer Gattinn?

Graf. Er nannte sich —, stand als Hauptmann im Dienste des Königs von —, und starb auf dem Schlachtfelde zu L—.

Fürst. Eine kurze, aber ehrenvolle Biographie.

Graf. Wirklich ruhmvoller, als die Lebensgeschichte manches Domherrn, manches deutschen Ritters mit zwey und dreyßig documentirten und stiftsmäßigen Ahnen.

Fürst (lachend.) Lieber Graf, sie sind ein Sonderling, aber ich habe Sonderlinge dieser Art gern zu Präsidenten, weil sie nur auf Verdienst, nicht auf Geburt und Zufall sehen.

Graf. Diese Antwort machte Eure Durchlaucht zum Fürsten, wenn sie es nicht schon wären.

Fürst. Ich danke, lieber Graf, und nehm's nicht als Schmeicheley, sondern als reine Empfindung ihrer Wahrheitsliebe. Aber, was werden wir nun machen? Die Tafel muß doch wie gewöhnlich gegeben werden.

Graf (lächelnd.) Ohne Gäste?

Fürst. O diese werden nicht ausbleiben! Doch warten sie — — Ich will die Sache anders ordnen! Ich werde die Tafel selbst geben, meine Einladungs-Billete wird wohl niemand mit Entschuldigung zurück senden?

Graf. O ganz gewiß nicht.

Fürst. Also auch sie nicht, denn sie müssen nebst ihrer mir jetzt noch unbekannten Gemahlinn mein Gast seyn.

Graf. Wenn ich mich nicht abermahls hoch an der Etikette versündigte. Mein Weib betrauerte bis jetzt mit mir den Verlust eines geliebten Vaters, der kurz vor seinem letzten Augenblicke ihre Hand in die meinige legte, und unsere Verbindung

kräftig segnete. Sie ist bey unserer durchlauchtigsten Fürstinn noch nicht vorgestellt worden, sie darf also ohnedieß bey Hofe nicht erscheinen, wenn nicht überdieß noch — —

Fürst. O ich weiß, was sie sagen wollen! Das alles entschuldigt sie nicht, ich werde mit meiner Fürstinn sprechen, und sie erscheinen mit ihrer Gattinn am bestimmten Tage um zwölf Uhr im Cabinette der Fürstinn. Keine Ausrede findet Statt! Sie müssen erscheinen!

Graf. Wenn Eure Durchlaucht ausdrücklich befehlen!

Fürst. Ja, ich befehle es! Bis dahin leben sie recht wohl!

Der Graf ging, und machte seiner Gattinn den Befehl des Fürsten kund, er war ihr lästig, denn sie liebte Einsamkeit und Ruhe, und fürchtete Hohn und Verachtung der hoffärtigen Damen, doch fügte sie sich dem Willen des Gatten, dem Befehle des Fürsten. Indeß dieß alles geschah, war in allen Gesellschaften und Assembleen das Gespräch über die leere Tafel des Präsidenten in der Tagesordnung. Jeder Witzling, und dieß will ja stets jeder junge Cavalier seyn, erschöpfte sich an lustigen Einfällen. Alles lachte, wenn sie sprachen, sogar die ältesten Damen billigten vom ganzen Herzen die Rache, welche man an dem Präsidenten übte, weil sonst das üble Beyspiel leicht Folgen nach sich ziehen, und mancher unerfahrne Junker das bürgerliche, reitzende Gesicht schöner, als das ahnen- aber

auch fleckenreiche Gesicht eines stiftsmäßigen Fräuleins finden, und so die Zahl der schreckensvollen Mesallianzen vermehren könne.

Der Rachetriumph mehrte sich um ein Großes, als allen am andern Tage kund war, daß der Fürst aus wichtigen Gründen bewogen worden sey, die Tafel, welche sonst der Präsident in seinem Nahmen geben mußte, selbst zu geben, und aus dieser Ursache wirklich schon die Einladung gemacht hatte.

Seht ihr nun die Folgen der schrecklichen Mesallianz! sprachen die Alten, und blickten mit warnendem Auge ihre Söhne an, die dann und wann nach einem Bürgerhause schlichen, und die häusliche Ruhe und Glückseligkeit desselben zu zerstören suchten. Stolzer und freyer blickten die ahnenreichen Fräulein umher, und dankten in geheim Gott, daß er sie in einem Stande auf die Welt setzte, der apartementmäßige Tafeln geben, Heiducken halten, und bey öffentlichen Aufzügen mit sechs Pferden fahren konnte.

Gebt acht, riefen die alten Räthe aus, welche unter dem Vorsitze des jungen Präsidenten fleißiger im Rathe erscheinen, und thätiger arbeiten mußten, er verliert nächster Tage seine Präsidenten-Stelle! Nichts Gewisseres als dieses, antworteten die Damen, da er seine vornehmste Pflicht nicht erfüllen, nicht Tafel geben kann, bey welcher wir ohne Kränkung unserer Ehre erscheinen können. Der arme, durch die unseligen bürgerlichen Reitze verführte Graf wird's am Ende bereuen, wenn er verachtet und

verlassen von allen auf's Land ziehen, und dort in unerträglicher Langeweile, in Gesellschaft roher Bauern seine jungen Tage verleben muß. Die Rache ist schrecklich, aber er hat sie verdient, sein kühner Schritt beleidigte die Gesetze der Natur, die ausdrücklich gebiethen, daß sich gleich und gleich verbinden soll, die Folgen können nicht ausbleiben.

Ich ende das Geschwätz des stolzen Unsinns, ich eile zu wichtigern und schönern Begebenheiten. Der Graf erschien zur bestimmten Zeit mit seiner schönen Gattinn im Cabinette der Fürstinn. Sie war gnädig und gut, sie liebte ihren Fürsten mit Leidenschaft und Wärme, er hatte es ausdrücklich gefordert, und die Fürstinn eilte mit offenen Armen der jungen Gräfinn entgegen. Sie mußte Platz an ihrer Toilette nehmen, die bescheidene Art, mit welcher sie das unerwartete Glück annahm und zu verdienen suchte, die Richtigkeit, mit welcher sie sprach, die Wärme, mit welcher sie im Gespräche jede Wahrheit vertheidigte, die vielen Kenntnisse, welche sie in ihrem Gespräche verrieth, erwarben ihr bald die wirkliche Achtung und Freundschaft der Fürstinn. Gute Seelen finden sich bald, und wissen sich noch schneller zu schätzen. Der Dank der Fürstinn war daher aufrichtig, als endlich der Fürst in's Cabinett trat, und lächelnd fragte: Wie ihr die neue Gesellschaft behage? Sie ist meine Freundinn worden, antwortete die Fürstinn, und ich hoffe noch manche angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft zu genießen. Die Wahl macht also ihrem Herzen und

Verstande gleich große Ehre, sprach der Fürst mit vergnügtem Blicke zum Grafen, reichte der Gräfinn den Arm und ging voran, um sie nach dem Speisesaal zu führen; die Fürstinn folgte am Arme des Grafen.

Der ganze hohe Adel der Hauptstadt war im Speisesaale versammelt, die Thüren öffneten sich, und manches Gesicht bleichte, verzog sich in mächtige Falten, als es die verhaßte Bürgerinn am Arme des Fürsten erblickte. Viele kannten sie noch nicht, ehe sie aber forschen und fragen konnten: Wer die fremde Dame sey? ergriff die Fürstinn die Hand der Gräfinn, und führte sie bey allen Damen des Hofes mit der Bemerkung auf, daß dieß die würdige Gemahlinn des Herrn Präsidenten Grafen von L — sey, und daß sie sich glücklich schätze, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Es war des Mitleids würdig, wie die staunenden Damen ihre Fassung zu erhalten suchten, nicht freundlich seyn wollten, und doch freundlich seyn mußten. Der Fürst sah zu und lächelte. Man nahm Platz an der Tafel, die Gräfinn saß an der Seite des Fürsten, der Graf neben der Fürstinn. Alles schwieg, nur diese sprachen; und die Gräfinn, welche jetzt ihren innern Werth zu fühlen begann, zeichnete sich bald auf eine äußerst vortheilhafte Art aus. Jeder der Tafelnden suchte sich nun in sein Schicksal zu fügen, die Wunde, welche der Stolz eines jeden empfing, war groß und fühlbar, aber

man eilte auch, sie eben so geschwind als sie fühlbar wurde, zu verbinden und zu verhehlen.

Viele der anwesenden Cavaliere stammelten der neuen Gräfinn nach aufgehobener Tafel ihre Verehrung, und manche Dame stahl sich hin zu ihr, um ihr in geheim zuflüstern zu können, daß sie sich glücklich schätzen würde, wenn sie sich bald ihres Besuches erfreuen könnte. Als man noch an der Tafel saß, sprach der Fürst mit einmahl: Apropos! lieber Präsident, eben fällt mir's bey, daß ich sie heute des Vergnügens beraubte, den größten Theil meiner angenehmen Gesellschaft in meinem Nahmen zu bewirthen, ich kann und will sie dieser Pflicht nicht entbinden. Bestimmen sie also, da wir alle beysammen sind, den Tag, an welchem sie solche erfüllen wollen.

Der Graf. Ich überlasse die Bestimmung Euerer Durchlaucht.

Fürst. So sey's der künftige Montag, weil an diesem eben meine Frau ihren Geburtstag feyert, ich hoffe, daß sie mich und sie auch laden werden, wir werden willig erscheinen, und diesen schönen Tag in ihrer Gesellschaft gewiß recht angenehm zubringen. Die Wahl der übrigen Gesellschaft überlasse ich ihnen, und bin dann gewiß, daß sie nur ihre und meine Freunde wählen werden!

Diese Donnerworte wirkten mächtig, jeder wünschte herzlich an der Tafel Theil zu nehmen, um für einen Freund des Fürsten geachtet zu werden, daher kam's, daß sich die Verachtung in so

schnelle Verehrung verwandelte, daß man jetzt mit größter Begierde die Freundschaft des Grafen und seiner Gattinn suchte. Beyde waren großmüthig genug, nicht Gegenrache zu üben, sie genossen den verdienten Triumph im Stillen, und kamen jeden, der sich ihnen nahte, mit Freundlichkeit entgegen. Jeder, welcher geladen zu werden wünschte, wurde geladen, und dieß verpflichtete wenigstens alle zur äußerlichen Hochachtung, zum innerlichen Danke.

Fürst und Fürstinn bemühten sich, am bestimmten Tage die Gräfinn auf's neue unter allen Damen auszuzeichnen, und diese Bemühung war die Ursache, daß man ganz zu vergessen schien: Wer sie einst war? nur darauf achtete: Was sie jetzt sey? Der Graf genoß als Präsident das volle Zutrauen seines Fürsten, seine Tafel ward immer zahlreich besucht, und die Gräfinn erschien nun, ohne aufgeführt zu werden, an allen öffentlichen Orten, und in allen Gesellschaften bey Hofe, wurde überall hoch geschätzt und geehrt, weil die Fürstinn sie als Freundinn liebte. Freylich wurde im geheimen, vertrauten Zirkel noch oft der Nahme der guten Gräfinn eitel genannt, und bitter über das allzu leutselige Betragen des fürstlichen Paars glossirt! Freylich gab's noch viele hochadelige Herren und Damen, welche diese Handlung als eine Verletzung der theuer beeideten Landesverfassung, als einen Eingriff in die Rechte des Adels, als einen despotischen Machtspruch schilderten, aber alle kamen doch darin überein, daß man dem reissenden Strome nicht wider-

stehen könne, und auf gelegenere Zeit harren müsse, bis man diese unverdiente, höchst kränkende Demüthigung rächen könne.

Es verflossen acht lange Jahre, und die so oft gewünschte, so sehnlich erwartete Gelegenheit zur Rache erschien nicht. Immer mehrte sich das Vertrauen des Fürsten gegen den Grafen; die Freundschaft der Fürstinn gegen die Gräfinn. Man hatte geduldig zusehen müssen, wie der Fürst zwey der unadeligen Bastarden, mit welchen die Gräfinn ihren Gatten erfreute, auf eigener Hand zur Taufe trug, und sie durch seinen Nahmen hoch adelte. Man hätte gern den Ruf der Gräfinn durch den Verdacht befleckt, daß der Fürst seine Ursachen zu dieser so auszeichnenden Handlung haben müsse, wenn nur er oder die Gräfinn irgend einen möglichen Scheingrund zu dieser Vermuthung geliefert, die letztere nicht selbst durch ihre außerordentliche, überall hervor leuchtende Liebe gegen ihren Gatten derselben geradezu widersprochen hätte. — Kurz zu seyn: Man bemühte sich wirklich schon, das eingebildete, geduldete Unrecht zu vergessen, als mit einmahl die so sehnlich erwartete Gelegenheit zu nahen schien, die schlafende Rache weckte, und die Kämpfer zum allgemeinen Kampfe vereinte.

Ein fremder Cavalier erschien um diese Zeit bey Hofe, er und seine wirklich sehr schöne und reitzende Schwester suchten bey dem Fürsten die Wohlthat zu erlangen, einen in einer reichen Erbschaft nach aller Form Rechtens verlornen Prozeß wieder zu

erneuern, und durch größere, neue Beweise zu ihrem Vortheile zu lenken. Der Fürst begegnete in jeder öffentlichen Gesellschaft dem fremden Cavalier, noch mehr aber seiner schönen Schwester mit besonderer Achtung, und gab endlich, ungeachtet der Präsident es widerrieth, und die neuen Beweise als geringfügig verwarf, die ausdrückliche Erlaubniß, daß der Prozeß von neuem beginnen, und die völlige Entscheidung ihm selbst vorbehalten seyn solle.

Schon diese sonst ganz ungewöhnliche Entscheidung des Fürsten gab Ursache zum Nachdenken, dieß vermehrte sich noch weit stärker, als man deutlich gewahrte, daß der Fremde sammt seiner Schwester sehr großen Aufwand mache, da es doch allgemein bekannt war, daß beyde wirklich sehr arm wären, nur von der Hoffnung des neuen unsichern Prozesses lebten. Man spürte eifrig der Quelle des unerwarteten Aufwandes nach, und eilte, als man sie entdeckt zu haben glaubte, mit größter Begierde zur anscheinenden Favoritinn, um theils aus ihrer Bekanntschaft künftigen Nutzen zu ziehen, theils aber auch Gelegenheit zu finden, sich durch diesen so mächtigen Canal an dem Präsidenten und seiner Gattinn nachdrücklich zu rächen. Die fremde Dame schien ganz in das Complott einzustimmen, weil sie auf der weiten, großen Erde bisher nichts Auszeichnendes und kein anderes Eigenthum als ihren ahnenreichen Adelsbrief besessen hatte, diesen einzigen Reichthum daher über

alles

alles schätzte, und bey jeder Gelegenheit von ihren glorreichen Vorfahren sprach.

Als die Fremde sich lange genug mit Beweisen erschöpft hatte, daß der Adel ihres Vaterlandes so etwas nicht dulden würde, als sie mit vielem Witze beygefügt hatte, daß man nun wohl die Ursache einsehen könne: Warum der Präsident einer so uralten, ansehnlichen Familie die reiche Erbschaft ab, und einer weit geringern, weit ahnenärmern Familie zugesprochen habe? trat ihr Bruder in den zahlreichen Zirkel, welcher sich um sie versammelt hatte. Aber sagt mir nur, sprach er im bramarbasirenden Tone, ihr Herrn und Damen insgesammt: Ob denn keiner unter euch allen den edlen Stolz besaß, die große Beleidigung zu ahnden und zu rächen.

Einige. Sollten, konnten wir gegen den Willen des Fürsten handeln?

Der Fremde. Nicht gegen diesen, sondern gegen das Bürgermädchen, welches sich so gewaltsam in eure geschlossenen Gesellschaften eindrängt, und jeden ehrliebenden Ausländer verhindert, daran Theil zu nehmen. Hätte ich von der abscheulichen Mesallianz nur ein Wort erfahren, ich hätte an des Präsidenten Tische nie einen Bissen gegessen, in seinem Hause keine Karte angerührt. Wo Gewalt nichts vermag, da muß List siegen! Wäre ich ein Mitglied eures Bundes, schon längst hätte die Bürgerliche aus der Gesellschaft weichen, und daheim es tief fühlen müssen, daß man eine hohe

Treppe nicht überspringen, sondern nur stufenweise ersteigen muß. (Alle Anwesenden zuckten die Achseln.) Warte nur, wartet, ich will's euch lehren, wie man in dergleichen Fällen handeln muß. Morgen ist Spiel bey Hofe, ist's möglich, daß ich mich zum Tische der Frau Bürgerinn drängen kann, so sollt ihr alle eure Freude erleben, wie ich bloß durch Witz und treffende Anspielungen das stolze Ding demüthigen will. Ich wette, was ihr wollt, sie wird, sie muß es fühlen, und sollte die bürgerliche Haut für feine Stiche nicht reitzbar genug seyn, so wiederhohlt man sie stärker, bis sie's fühlt, und sich demüthiglich in ihr Schneckenhaus zurück zieht!

Alles lachte, alles freute sich auf diese herrliche Scene, nur einige wenige gaben absichtlich dem Fremden den wohlmeinenden Rath, zu überlegen und zu bedenken, daß solch ein Scherz leicht die Ungnade des Fürsten und der Fürstinn nach sich ziehen könne, als aber der Fremde mit einem sehr bemerkbaren Seitenblick auf seine Schwester versicherte, daß der Fürst eines solchen Bagatells wegen ihm seine Gnade nicht entziehen würde, und die Schwester überdieß impertinent genug war, ihres Bruders Behauptung mit einem geheimnißvollen Lächeln zu bestätigen, so wußte man, was man wissen wollte, und war nun überzeugt, daß die Rache gelingen würde.

Aller Augen ruhten auf dem Fremden, als er am andern Tage sich kühn zum Spieltische der Präsidentinn drängte, und von der Gefälligen sogleich

die Erlaubniß erhielt, an ihrem Spiel Theil zu nehmen. Wider Gewohnheit wurde an den benachbarten Tischen äußerst zerstreut gespielt, man sprach kein Wort, weil man gerne hören wollte, wie der stolze Fremde sein Wort erfüllen würde. Das Tarocspiel war dazumahl noch nicht in die Bürger- und Bierhäuser verbannt, man spielte es häufig bey Hofe, und die Präsidentinn spielte es eben mit ihrer Gesellschaft. Nach einigen still durchspielten Partien ereignete sich der Zufall, daß die Präsidentinn eben eine skisirte Cavallerie ansagte, als der Fremde eine wirkliche und natürliche besaß.

Um Verzeihung, sprach dieser im lächelnden Tone, als sie solche vorzeigte, dieses Mahl muß mir ihr Bruder der Monsieur Skis den Vorzug gönnen, denn ich habe eine natürliche Cavallerie.

Die Präsidentinn (im lächelnden, unschuldigen Tone.) Seit welcher Zeit ist denn der Skis mein Bruder geworden?

Der Fremde (seine Karten ordnend im hingeworfenen Tone.) Seit acht Jahren Madame!

Die Präsidentinn. Wie so?

Der Fremde (im gleichen Tone fortsprechend.) Der Monsieur Skis ist ein recht kühner Kerl, er mengt sich in alles, gibt sich jetzt eben für eine Dame aus, und ist doch weiter nichts als ein ganz gemeiner Geselle, den man nur im Nothfalle dazu brauchen kann. Es ist mir herzlich lieb, daß ich eben den Hoffärtigen demüthigen, und ihm beweisen kann, daß eine wirkliche Dame weit mehr

sey als eine skisirte Dame. (Die Präsidentinn anblickend.) Madame, sie spielen aus!

Sie that's, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Wangen waren hoch geröthet, ihr niedergeschlagenes Auge ruhte auf den Karten. Dieß vermehrte den Triumph der Anwesenden, welche das Gespräch deutlich gehört hatten, und es nun mit stillem Hohngelächter von einem Tische zum andern verbreiteten. Die Präsidentinn spielte noch einige Zeit fort, endlich endigte sie das Spiel unter einem Vorwande früher als gewöhnlich. Wie sie die gebrauchten und verlornen Marken gegen Geld auswechseln wollte, entfiel ihrer merkbar zitternden Hand ein Ducaten, sie bückte sich darnach, und suchte ihn unter dem Tische. Der Fremde, welcher aus Prahlsucht einen großen Pack Banknoten heraus gezogen hatte, um seine kleine Spielschuld zu bezahlen, ergriff sogleich eine Banknote von hundert Thalern, drehte sie in Gegenwart vieler hinter ihm stehenden Cavaliers in die Gestalt eines Fidibus zusammen, zündete solche behende an der Wachskerze an, und leuchtete damit der ihren Ducaten suchenden Gräfinn.

Alles schrie und lachte, man war sogar so kühn, der Gräfinn am Ende den herrlichen Gedanken zu erzählen, und das Noble und Erhabene desselben zu loben.

Die Präsidentinn entfernte sich stillschweigend, und eilte nach Hause. Wie ihr Gatte, den eine längere Partie am Spieltische gefesselt hatte, auch

heim kehrte, wischte sie die Thränen aus ihren Augen, und ging ihm mit der gewöhnlichen Freundlichkeit entgegen. Du suchst mir, sprach dieser im ernsten Tone, vergebens deine Thränen zu verbergen, sie fließen gerecht, und mein ist die Pflicht, sie zu stillen, und den Schimpf zu rächen. Ungeachtet sich die Gräfinn alle Mühe gab, ihren Gatten zu besänftigen und zu bewegen, daß er um ihrer willen nicht Zank und Streit suchen, nicht Genugthuung fordern möge, so bestand er doch hartnäckig auf letzterer, nur verschwieg er ihr die Art, wie er sie fordern würde.

Wie der Tag anbrach, verließ er sein Lager, auf welchem er die Nacht schlaflos durchwacht hatte, und ging unter dem Vorwande, daß er wichtige Geschäfte habe, nach seinem Cabinette. Er schrieb einen Brief, und sandte den Kammerdiener damit fort, der erst nach einigen Stunden die Rückantwort überbrachte. Er las sie mit merkbarem Vergnügen, blieb einige Zeit im Cabinette allein, und wollte eben seine Kinder besuchen, als ein Leibhusar des Fürsten erschien, und ihn schnell nach Hofe berief. Der Fürst empfing ihn mit ernstem Blicke. Sie haben, sprach er, den fremden Grafen R— heraus gefordert?

Graf. Ja, Eure Durchlaucht! (Mit festem Tone.) Ich kann's nicht läugnen!

Fürst. Er hat versprochen zu erscheinen?

Graf. Ja, Eure Durchlaucht.

Fürst. Aber ich habe es ihm verbothen, und

verbiethe es auch ihnen bey größter Ungnade, bey schärfster Ahndung! Dem Fremden verdenke ich es nicht, daß er's zusagte, wie man ihn forderte, aber ihnen — ihnen muß ich's doppelt verdenken. Kennen sie die Gesetze meines Landes nicht? Ich würde es nicht wagen, den Chef und Vertheidiger derselben auf diese Art zu fragen, wenn er es nicht selbst gestanden hätte, daß er sie mit so festem Vorsatze verletzen wolle. Nur ihr unbedingter Gehorsam kann die That vergessen machen, sonst müßte ich sie ahnden und rächen.

Graf. Eure Durchlaucht haben recht, ich fühl's, daß ich die Würde meines Amtes kränkte, und mich dessen ganz unwürdig machte. Ich bitte daher Eure Durchlaucht unterthänigst, mich meines Amtes zu entlassen.

Fürst (zornig.) Ist das ihre ernstliche Bitte?

Graf. Noch nie bath ich so dringend, so ernstlich!

Fürst. Sie sey ihnen gewährt.

Graf. Ich danke innigst und demüthigst.

Fürst. Aber glauben sie nicht etwa, daß diese stolze Entsagung meines Dienstes sie berechtigt, nur den Gedanken eines Duells auszuführen. Ich untersage es ihnen auf's neue, und versichere sie auf Wort und Ehre, daß ich ernste Maßregeln ergreifen, daß ich sie Zeitlebens auf eine Festung setzen würde, wenn sie nur Miene machen würden, mein strenges Verboth zu übertreten.

Graf. Ah, das ist hart! Ah, das hat der

rastlose Eifer im Dienste meines Fürsten nicht verdient!

Fürst. Ich spreche jetzt nicht mit dem würdigen Präsidenten meines Landes, sondern mit dem Kühnen, der meine Gesetze mit Füßen treten will. Als dieser muß es ihnen angenehm seyn, wenn der Fürst nur warnt, wenn er strafen könnte. Was hat ihnen denn der Graf gethan, daß sie zu einer so verwegenen Rache schreiten wollen?

Graf. Er hat meine Gattinn beleidigt.

Fürst. Wer weiß — —

Graf. Er hat meine Gattinn tief beleidigt.

Fürst. So wie ich von allen gegenwärtigen Zeugen, denen ich glauben kann und glauben muß, erfahren habe, so war's mehr Begierde, durch Witz zu glänzen, als eigentliche Absicht, ihre Gattinn zu beleidigen. Schon aus dieser Rücksicht verdient die ganze Sache Vergessenheit, die ich ihnen dringend anempfehle.

Graf. So etwas kann, darf ich nicht vergessen. Meine Ehre erlaubt es nicht.

Fürst. Ein wahres Vorurtheil!

Graf. Sey's ein Vorurtheil, aber die Welt achtet einmahl darauf, und ich will nicht der einzige seyn, der's zu vernichten wagt.

Fürst. Sie sind ein Sonderling! Verzeihen sie, daß ich es sagen muß, sie sind ein Undankbarer! Sie haben sich kühn über ein weit stärkeres Vorurtheil hinweg gesetzt, als sie heiratheten; es kostete mir Mühe und Arbeit, ihren Schritt zu ver-

theidigen, und jetzt, da ich ein billiges Vergeltungsrecht, die Ueberwindung eines weit kleinern und obendrein sträflichen Vorurtheils fordere, bestehen sie auf ihrem Vorsatze.

Graf. Darf ich mich entfernen?

Fürst. Nein! sie müssen mich weiter hören.

Graf. Der Fürst spreche, der treue Unterthan hört.

Fürst. Ich erwarte dieß. Können sie es dem fremden Grafen wohl verdenken, wenn auch er auf sein Vorurtheil stolz ist, und es zu vertheidigen sucht?

Graf. O ich verdenke es ihm gar nicht, und hoffe gleiche Billigkeit von ihm.

Fürst. Sie wandeln wieder auf einem verbothenen Schleichwege.

Graf. Eure Durchlaucht zwangen mich dazu.

Fürst (mit Güte.) Ich will sie auf die gerade Straße zurück führen, will vergeben und vergessen, will selbst Gelegenheit zur Versöhnung machen. Werden sie solche ausschlagen?

Graf. Nein! wenn Graf R— in eben der zahlreichen Gesellschaft, in welcher er meine Gattinn beleidigte, mich und sie öffentlich um Vergebung bittet. — —

Fürst. O sie verlangen Unmöglichkeiten!

Graf. Eine sehr leichte Möglichkeit, wenn ihm anders sein Leben nicht gleichgültig ist.

Fürst (sehr zornig.) Genug und übergenug! Binnen einer Stunde werden sie die Residenz ver-

lassen, ihre Frau wird ihnen in so viel Tagen fol-
gen. Sie werden nie da, wo ich bin, nie mehr vor meinem Angesicht erscheinen! Gehen sie, und wenn sie Reue anwandelt, so bedenken sie, daß sie diese Strafe durch ihre Hartnäckigkeit verdienten.

Graf. Ich danke! Ich danke! Darf ich mich jetzt entfernen?

Fürst. Gehen sie! Gehen sie auf immer.

Der Graf ging. Unterdrückter, gehemmter Zorn und Begierde nach Rache leitete seine Schritte, wurde Meister seiner Vernunft, welche die schrecklichen Folgen nicht mehr erwägen konnte. Ohne eigentlichen Vorsatz, ohne es selbst zu wollen, trat er in die Wohnung des fremden Grafen, in dessen Zimmer sich eben eine zahlreiche Gesellschaft befand, welche gekommen war, ihm Glückwünsche über seine heroische That, über seinen glänzenden Witz zu machen, und zu fernern Thaten anzufeuern. Eben schwur er hoch und theuer, daß er nicht rasten, nicht ruhen würde, bis er die bürgerliche Präsidentinn aus allen Gesellschaften verdrängt habe, als der Präsident in's Zimmer stürmte. Der stolze Bramarbas erbleichte, und seine eben so niedrig denkenden Schmeichler zogen sich zurück.

Graf L—. Haben sie meinen Brief erhalten?

Graf R—. Ich habe, ich habe auch geantwortet, allein der Fürst hat's ausdrücklich untersagt, und ich — —

Graf L—. Und sie sind ein feigherziger Schur-

ke, der wohl wehrlose Weiber beleidigen kann, aber dem Manne nicht Rede stehen will.

Graf R—. Herr Graf! Herr Präsident!

Graf L—. Sie haben meine Ausforderung absichtlich bekannt gemacht, damit der Fürst sie erfahre und verhindere. Sie sind ein zaghafter Bube: Rächen sie diesen Schimpf, wenn sie Muth haben.

Graf R— (zu den Gästen.) Meine Herren, verhindern sie Unglück — —

Graf L—. Schurke! zieh!

Er drang mit dem Degen auf ihn, Graf R— zog den seinigen, aber er vertheidigte sich nur schwach, furchtsam und ungeschickt. Ehe die Anwesenden Muth faßten, die Streitenden zu hindern, sank Graf R— röchelnd zu Boden, ein Stich durch die Lunge raubte ihm in zwey Stunden das Leben. Niemand wagte es, den wüthenden Grafen L— anzuhalten, als er sich, wie Graf R— zu Boden sank, eilend entfernte.

Wie das Blut aus der Wunde des Ermordeten hervor strömte, entfloh hohnlachend die gesättigte Rache, Zorn und Wuth folgten, und überließen den Thäter der rückkehrenden Vernunft. Diese rieth zur schnellen Flucht; er hatte, ehe er zum Fürsten berufen wurde, zu satteln gebothen, er erinnerte sich jetzt dieses Befehles, eilte nach Hause, schwang sich auf das bereit stehende Roß, und jagte unaufhaltsam von dannen. Er liebte sein Weib auf's innigste, er war der zärtlichste Vater seiner Kinder,

aber Furcht, Angst und Reue erlaubten ihm nicht, beyde noch ein Mahl zu sehen und an sein Herz zu drücken, er war überzeugt, daß er sich nicht von ihnen trennen könnte, wenn er ihr Flehen hörte; er wußte, daß der Rabenstein sein Todenbett werden müsse, wenn er bliebe; er eilte fort, um sich vor diesem schmählichen Tod zu retten, und seinem Weibe größern Jammer, seinen Kindern Schande zu ersparen.

Erst nach zwey Stunden erfuhr der Fürst die That und des Grafen R — s Tod mit einmahl. Er wüthete und rasete, er schwur hoch und theuer, daß er beydes streng rächen würde. Nicht allein Gerechtigkeitsliebe, sondern auch eine heftige Leidenschaft war die Urheberinn dieses Schwurs. Die Späher seiner Handlungen hatten gut und weise geurtheilt; er liebte die fremde Gräfinn innig und zärtlich, er suchte ihre Gegenliebe durch prächtige Geschenke, durch noch größere Versprechungen zu gewinnen. Sie nahm beydes, aber sie widerstand, und fachte dadurch die Flamme noch heller an.

Als er sich am Morgen nach ihrer Wohnung schlich, durch neue Geschenke nur einen Kuß erbetteln wollte, trat ihr Bruder, der Graf R —, mit bleichem Angesicht in's Zimmer, sprach heimlich mit ihr, und übergab ihr das schreckbare Ausforderungsbillet des Grafen L —. Sie versprach dem Furchtsamen Vermittlung, und er ging mit leichtem Herzen von dannen. Als er fort war, erzählte die Listige dem verliebten Fürsten alles, versprach ihm

sechs freywillige Küsse, ließ ihn noch mehrere hoffen, wenn er die Sache so vermittle, daß der Präsident schweigen müsse, und ihr Bruder seines Scherzes wegen der Todesgefahr entrissen würde.

Der Fürst gab sein Wort, glaubte es durch die Entfernung des Präsidenten ganz erfüllt zu haben, und wollte eben wieder zur Gräfinn eilen, um die Früchte seiner Bemühung zu ernten, als ihm diese schreckliche Nachricht ward. Um seine Unschuld zu beweisen, um darzuthun, daß er sein Wort getreu erfüllte, und endlich die betrübte Schwester zu trösten, fuhr er zum ersten Mahle öffentlich nach der Wohnung der Gräfinn. Sie weinte; als sie aber den Fürsten erblickte, stockten ihre Thränen, sie ergriff seine Hand, und führte ihn stillschweigend nach dem Zimmer des Ermordeten. Dieß war, sprach sie im furchtbaren Tone, mein Bruder, der Präsident war sein Mörder. Wenn dieser auf dem Rabensteine geblutet hat, wenn sein Weib sammt ihrer verfluchten Brut an fremden Thüren um Brot bettelt, dann, Fürst, spreche ich wieder mit ihnen, dann bin ich ganz die Ihrige. Wenn aber der Ruchlose nicht blutet, wenn sein Weib und seine Kinder nicht betteln, so sey das Wort, welches ich mit ihnen fernerhin spreche, das letzte, welches mein Mund auszusprechen vermag. Ich schwör's bey der Leiche des geliebten Bruders, ich will's halten all mein Lebenlang! Mit diesen Worten entschlüpfte sie der Hand des Fürsten, und war nicht mehr zu be-

wegen, die Thür ihres verschlossenen Cabinettes zu öffnen.

Der sonst so gütige, so menschenfreundliche Fürst liebte innig, liebte äußerst heftig. Diese Leidenschaft, die zwar oft schmachtet, aber auch raset und wüthet, wenn sie Widerstand findet, leitete jetzt seine Handlungen, die überdieß in Eile und Hitze ausgeübt wurden. Noch saß die arme Gattinn, unbekannt mit allen, in ihrem Zimmer, sah dem Spiele ihrer Kinder zu, als Abgesandte des Fürsten eintraten, ihr ohne Schonung die rasche That ihres Gatten, und zugleich den strengen Befehl des Fürsten bekannt machten, daß sie das ganze Haus durchsuchen, den Thäter ohne Schonung arretiren, und in jedem Falle seine ganze Habe und Eigenthum versiegeln sollten.

Die Arme zitterte und bebte, sie hatte kurz vorher geweint, weil der Graf so lange nicht heim kehrte, und sie seinen Vorsatz ahndete; jetzt bath sie innig Gott, daß er seine Schritte von ihr entfernen möge, und dankte ihm inbrünstig, als ihr ein treuer Diener, der ihre Sorge errieth, heimlich zuflüsterte, daß der Graf zwey Stunden vorher auf seinem schnellsten Reitpferde ausgeritten, und wahrscheinlich entflohen sey. Man untersuchte strenge, und erstattete, wie man ihn nicht fand, Bericht. Die Wuth des Fürsten ward dadurch hoch gereitzt, alle seine Husaren mußten aufsitzen, und mit Steckbriefen in der Hand das Land durchjagen. Die Post hatte nicht Pferde genug, um alle Couriere zu för-

dern, welche mit den dringendsten Ersuchschreiben in die benachbarten Staaten abgesandt wurden, um den Mörder anzuhalten und auszuliefern. Alle Häuser der großen Stadt wären streng durchsucht worden, wenn nicht Zeugen aufgetreten wären, und ausgesagt hätten, daß man den Grafen durch's Thor jagen sah. Ehe eine Stunde verfloß, erscholl in der ganzen Stadt die Nachricht, daß man den Unglücklichen, welcher eine halbe Stunde vor der Stadt mit seinem Pferde stürzte, und sich den Fuß verrenkte, in einer Bauernhütte, wo er sich verbergen wollte, entdeckt und nach dem Gefängnisse zurück geführt hatte.

Schrecklich war diese Nachricht für seine Freunde, noch schrecklicher für seine Gattinn, die nur deßwegen aus einer Ohnmacht geweckt wurde, um in eine neue und stärkere sinken zu können. Alle Bürger liebten den gerechten Präsidenten, viele vom Adel mußten ihn verehren, und bemitleideten ihn jetzt wirklich, da es so weit mit ihm gekommen war. Trauer und stiller Ernst war daher in der Stadt allgemein, nur der Fürst, welcher doch ehemahls sein Beschützer, sein Freund war, jubelte, als er seine Gefangenschaft vernahm, vergaß alles andere, und verließ die Tafel, an der er eben saß, um zur Schwester des Ermordeten zu eilen, und ihr den Erfolg seiner Bemühung kund zu machen.

Er ward wider Vermuthen vorgelassen. Im schwarzen Kleide, das ihre Schönheit um vieles erhöhte, saß sie auf dem Sopha, hörte seine Er-

zählungen stillschweigend an, schien zu lächeln, beantwortete aber keine seiner Fragen, und war nicht zu bewegen, nur ein Wort mit dem verliebten Fürsten zu sprechen. Ob ich gleich nur ein Weib bin, schrieb sie, als er anhaltend flehte, auf ein Stückchen Papier, so werde ich doch gleich dem stärksten Manne meinen Schwur halten und treu erfüllen. Mehr konnte der Fürst nicht erhalten, er eilte mit dem festen Vorsatze fort, um diese Erfüllung nach Kräften zu befördern.

Mit einer Eile, die ganz der heftigsten Rache, aber nicht der echten Gerechtigkeitsliebe ähnlich sah, ward von ihm noch am nähmlichen Tage eine besondere Commission niedergesetzt, welche den ernsten Auftrag erhielt, die That des Unglücklichen nach aller Strenge zu untersuchen, und würde sie wahr befunden, das Todesurtheil und die Confiscation seines ganzen Vermögens sogleich auszusprechen. Alle Mitglieder dieser Commission waren als Feinde und Neider des Grafen allgemein bekannt, nur Vorsatz, nicht bloßer Zufall konnte sie vereint haben, und da der Fürst ausdrücklich erklärt hatte, daß man nur die Wahrheit der That untersuchen, sich nicht an Formalien binden solle, so war's sehr leicht zu begreifen, wie die Commission schon binnen drey Tagen dem Fürsten nebst den geschlossenen Acten auch das Todesurtheil und den Befehl zur Vermögens-Confiscation vorlegen konnte.

Der unglückliche Graf hatte die Untersuchung durch sein freywilliges Geständniß sehr erleichtert,

er appellirte an die Gnade seines Fürsten, aber sie ward verweigert, und Todesurtheil und Befehl sogleich unterschrieben. Indeß der Fürst zu seiner Geliebten eilte, um für diese Nachricht einen günstigen Blick zu ernten, eilten die Commissäre in das Haus der unglücklichen Präsidentinn. Hoffnung, den Theuern zu retten, hatte sie aus ihren Ohnmachten geweckt, Begierde, sein Leben zu fristen, hatte sie durch diese angstvollen Tage aufrecht erhalten. Sie ließ unter dieser Zeit nichts unversucht, um ihren edeln Zweck zu erreichen; sie flehte bey dem Fürsten um Audienz, er verweigerte sie strenge, sie suchte oft in seine Gemächer zu dringen, aber die aufmerksame Wache vereitelte jede ihrer Bemühungen, sie wollte zu ihrer Freundinn, zur gütigen Fürstinn eilen, aber auch hier versagte ihr die Wache den Zutritt, und ob sie gleich täglich auf Gelegenheit lauerte, die Fürstinn auf einem ihrer gewöhnlichen Spatziergänge zu sprechen, so ward ihr doch am Ende die traurige Nachricht, daß der Fürst seiner Gemahlinn sehr streng begegne, und jeden Spatziergang untersagt habe. Eben sah sie mit größtem Verlangen einer Antwort auf einen Brief entgegen, den eine alte Kammerfrau, durch ihre Thränen erweicht, der Fürstinn heimlich zu übergeben versprochen hatte, als die Commissäre in ihr Zimmer traten, und der Unglücklichen ohne Schonung bekannt machten, was der Fürst kurz vorher unterzeichnet hatte.

Ihre Kräfte wichen, sie sank leblos zur Erde,

aber Angst und nahende Verzweiflung riß sie wieder auf ihre Knie empor, sie streckte ihre Arme fürchterlich in die Höhe, und flehte mit zitternden Lippen, mit stammelnden Worten Gottes Allmacht und Barmherzigkeit zu ihrer Rettung herab. Sie schien's nicht zu achten, nicht zu fühlen, als man auch noch das Wenige, was man Anfangs für ihr Eigenthum erkannte, mit Siegeln belegte, sie folgte willig, wie man ihr kund machte, daß sie ein Haus, welches auf fürstlichen Befehl confiscirt sey, verlassen müsse.

Einer ihrer alten, aber auch treuesten Diener, leitete sie nach seiner elenden Wohnung, sie führte ihre Kinder am Arme, und blickte mit starrem Auge zum Himmel empor. Eine Menge Volks folgte der Leidenden mit thränendem Auge, mit gerührtem Herzen. Schon wähnte der treue Diener, daß ihre Vernunft ein Raub des Jammers geworden sey, als sie nach einer langen Stunde aus ihrer Starrsucht erwachte, und ihn dringend bath, zur alten Kammerfrau der Fürstinn zu eilen, und anzufragen: Ob noch Hoffnung für sie auf Erden grüne? Der Greis eilte fort, und kehrte athemlos mit einem Briefe zurück, welchen er von der Kammerfrau erhalten hatte. Es war die einzige Hoffnung, an der ihr Herz hing, die sie noch auf Erden erwarten konnte, sie griff sehnsuchtsvoll und hastig darnach, und las Folgendes:

„Erst jetzt, theure Freundinn und Gefährtinn des Jammers, fühle ich mein eigenes Unglück voll-

kommen, da es mich so deutlich überzeugt, daß ich nicht einmahl mehr fähig sey, anderer Thränen zu stillen, da ich nur die meinigen mit den ihrigen vermischen kann. Schon ehe ihr Flehen zu meinen Ohren drang, und mein Herz schrecklich preßte, wagte ich es, den Fürsten dringend zu bitten, Gnade für Recht ergehen zu lassen, den armen Waisen einen Vater, der jammernden Gattinn einen geliebten Gemahl zu erhalten, aber ich bath, ich flehte vergebens! Freundinn! Es ist schrecklich, aber es ist eben so wahr! Ich habe die Liebe meines Gatten verloren, eine andere fesselt sein Herz, und füllt es mit Rache. Wie kann, wie soll der Uebersatte die Bitte seines Weibes hören, wenn die Allgeliebte, die immer stärker reitzende Schwester des Ermordeten unaufhörlich nur blutige Rache heischt! Ich trage mein hartes Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit, kein Sterblicher soll sich rühmen, meine Thränen zu sehen, sollten sie in Zukunft mein empfindsames Auge zu hart pressen, so werden sie nur in Gegenwart des Allwissenden strömen, der mein Leiden kennt, der entscheiden mag: Ob mir dort dafür Lohn gebührt? Ich würde ihnen gleichen Rath ertheilen, wenn ihr schreckliches Unglück einer solchen Standhaftigkeit fähig wäre! Ich blicke vergebens nach Rettung umher, ich sehe nur einen Weg, der dahin leitet. Es fällt meinem Stolze hart, sie darauf zu führen, aber es gilt das Wohl und Leben guter Menschen, und der Stolz muß weichen. Ein Wort der Schwester des Getödteten, welches nur

einer Bitte ähnlich lautet, wird den Fürsten zur Gnade bewegen. Sie ist ein Weib, sie muß auch ein Herz haben. Wird dieß dem Flehen der Gattinn, dem Wimmern der unschuldigen Kinder widerstehen können? Versuchen sie dieß Mittel, vielleicht harrt die zur Rache gereitzte Schwester auf diesen Schritt, sie sind schuldig, ihn zu thun, da ihr unglücklicher Gatte ihr wirklich einen geliebten Bruder raubte, der wohl Strafe, aber nicht Tod verdiente. Lassen sie mir in jedem Falle die Wirkung meines Raths durch den bekannten Canal erfahren, damit ich — wenn allzu großes Unglück ihre Kräfte mindert, wenigstens den Trost genieße, fernere Hülfe zu suchen, wenn Hülfe noch möglich ist."

Der Anfang dieses Briefes raubte dem Herzen der Leidenden allen Trost, das Ende desselben füllte es mit neuem, auch sie hoffte, daß ihr Flehen das Herz der Rachbegierigen erweichen, und zur Fürbitte bewegen würde. Sie ergriff ihrer Kinder Hand, und eilte nach der Wohnung der Gräfinn. Ihr müßt flehen, ihr müßt für euern Vater bitten! sprach sie zu jenen, als sie diese betrat. Ein Bedienter, den ihre Thränen rührten, führte sie ins Vorgemach, und meldete sie. Ich will, ich mag die Frau des Mörders, die Urheberinn meiner Thränen nicht sehen! erscholl's durch die halb offene Thür ins Ohr der Leidenden.

Haben sie Erbarmen mit der Unglücklichsten ihres Geschlechts! rief diese im verzweiflungsvollen

Tone aus, und drang ins Gemach der Gräfinn. Sie hatte im Gehen die Worte geordnet, mit welchen sie das Herz derselben erweichen wollte, jetzt hemmte die Größe ihres Leidens die Organe der Sprache, sie stürzte wimmernd zu den Füßen der Gräfinn nieder, sie umklammerte ihre Knie, sie wollte sprechen, und vermochte es nicht. Die armen Kinder knieten hinter ihr, hoben ihre Hände in die Höhe, und weinten laut. Weg von mir, Schlange! Weg von mir! Natterbrut! schrie die Gräfinn, entriß sich den Händen der Bittenden, und entschlüpfte in ihr Cabinett, das sie fest hinter sich verriegelte.

Einige Bedienten schleppten die Jammernde ins Vorgemach, und überließen sie dort der Verzweiflung zum Raube. Bald hernach wankte sie heim, schrieb einige zitternde Zeilen an die Fürstinn, und wollte eben — was ihr bisher noch nie gelungen war — aufs neue versuchen: Ob sie nicht wenigstens ihren unglücklichen Gatten noch ein Mahl sehen und sprechen könne? als ein Commissär des Fürsten erschien, sie sammt ihren Kindern nach einem Wagen führte, und mit ihr nach dem Rathhause fuhr, wo man ihr zwar auf seinen Befehl ein anständiges Zimmer öffnete, aber auch zugleich kund machte, daß sie bis auf weitere Entscheidung eine Gefangene sey.

Die rachsüchtige Gräfinn R— war die Ursache ihres neuen Kummers, diese Furie beobachtete noch immer in Gegenwart des Fürsten ein strenges Still-

schweigen, aber, wenn sie etwas von dem Verliebten erhalten wollte, so schrieb sie ihm, und war dann des Erfolgs gewiß. Der letzte ihrer Briefe enthielt die Drohung, daß sie augenblicklich abreisen werde, wenn man die Frau des Mörders nicht hindere, sie ferner plagen zu können, und die Aermste wurde sogleich arretirt, um die Möglichkeit eines neuen Versuchs zu hindern. Hier duldete und schmachtete sie dem schrecklichen Tage entgegen, an welchem ihr Gatte auf dem Rabensteine bluten sollte. Sein Urtheil war unwiderruflich, man machte es ihm am Morgen des andern Tages kund, und er bereitete sich standhaft zum nahen Tode. Seine Miene war, oder schien wenigstens heiter und ruhig, nur dann trübte sie sich, und einige Thränen rollten unaufhaltsam über seine Wangen herab, als man ihm die schreckliche Nachricht brachte, daß seine letzte Bitte nicht erfüllt werden, daß er seine Gattinn nicht mehr sehen und sprechen könne. Also dort, wo keine Trennung mehr möglich ist! sprach er seufzend, und trat ans Fenster, um neue Kräfte zur Standhaftigkeit zu sammeln.

Die zahlreichen Bürger der großen Residenz-Stadt liebten den gerechten Präsidenten, keiner hatte, gleich ihm, so willig einen jeden gehört, keiner so anhaltend die Sache des Unterdrückten vertheidigt, ihr Herz nahm daher Antheil an seinem unglücklichen Schicksale, sie versammelten sich und beschlossen einstimmig, nach Hofe zu gehen, und den Fürsten anzuflehen, daß er ihm wenigstens das Le-

ben schenken möge. Aller Augen weinten, wie sie am andern Tage wirklich in schwarzen Mänteln und mit trauerndem Blicke nach der Burg zogen, und Audienz forderten. Der Fürst trat willig unter sie, er hörte ihre Bitte geduldig an, aber er versicherte sie eben so standhaft, daß er Gerechtigkeit in seinem Staate üben müsse, und denjenigen nicht begnadigen könne, der seine Hände in unschuldiges Blut getaucht, nach einstimmigen Beweisen vorsätzlich gemordet habe. Er blickte gerührt umher, er seufzte tief, als die ganze Menge mit ein Mahl nieder kniete, und abermahls Gnade! Gnade! rief, aber er faßte sich schnell, winkte den Knienden mit der Hand, und eilte in sein Zimmer.

Viele nahmen diesen Wink als einen Beweis der Erhörung, aber mehrere meinten, daß den Unglücklichen nur Gott retten könne, und bey dem Fürsten keine Gnade zu hoffen sey. Ihre Meinung ward durch die Folge bestätigt; noch am nähmlichen Tage wards allgemein kund, daß der unglückliche Graf am folgenden Morgen unwiderruflich auf dem Rabensteine bluten müsse. Jeder, der es hörte, weihte ihm eine neue Thräne, und blickte dann bethend zu Gott empor, damit sein Todeskampf kurz und standhaft seyn möge.

Es war eben hoch im Sommer, schon um vier Uhr früh ging die Sonne auf. Mit ihrem Aufgange versammelten sich auch die Soldaten, welche den Verurtheilten in zahlreicher Menge aus dem Thurme, in welchem er saß, nach dem Richtplatze

begleiten sollten. Tausende und Tausende, welche ihn noch sehen und bemitleiden wollten, wurden nur mit Mühe vom Eingange abgehalten. Lange harrten alle, endlich erregte die Ankunft und schnelle Abfahrt einiger fürstlichen Deputirten, deren verstörtes Gesicht ein Unglück zu verkündigen schien, die Aufmerksamkeit des Volks. Man fragte, forschte und erfuhr endlich, daß der Verurtheilte in der verflossenen Nacht sammt dem Kerkermeister entflohen sey. Viele bezweifelten Anfangs diese unerwartete, und ganz unmöglich scheinende Nachricht, als man aber gewahrte, daß abermahls die Husaren Stadt und Land durchspähten, Couriere über Couriere abreisten, und einzelne Deputirte jedes verdächtige Haus emsig durchsuchten, da begann man zu glauben, was man wünschte, da vereinigten sich aller Herzen zum Gebethe, daß der Unglückliche schnell und sicher über die Gränze entfliehen möge.

Graf L— war wirklich aus seinem Gefängnisse verschwunden. Um zehn Uhr Abends verließ ihn der Priester, weil er zu ruhen wünschte. Kurz nachher entließ der Kerkermeister die Wächter mit der Versicherung, daß er allein bey dem schlafenden Grafen wachen, sie im nöthigen Falle schon rufen werde. Sie gingen nach der Wachstube, und ruhten dort bis an den Morgen. Als der Priester wieder erschien, führten sie ihn hinauf, da aber die Thür des Zimmers fest verschlossen war, und man vermuthete, daß er noch ruhe, so weilte der Priester im Gange, bis die Commissäre erschienen, wel-

che den Verurtheilten nach dem Richtplatze begleiten sollten. Auf ihren Befehl ward an der Thür geklopft, nach dem Kerkermeister gesandt, und wie man ihn nirgends fand, die Thür erbrochen. Alle Anwesende erstaunten, als man im Zimmer den Verurtheilten nirgends erblickte; Verrath und Flucht war nun erwiesen, alles eilte fort, um den erstern zu entdecken, die letztern zu verhindern.

Wie Engelsruf im schweren Todeskampfe, wie sanfter Flötenton im brausenden Sturme und Ungewitter drangs ins Ohr der leidenden und bethenden Gattinn, als ein mitleidiger Gerichtsdiener ihr die Nachricht zuflüsterte, daß der Verurtheilte wirklich und wahrscheinlich auch glücklich entflohen sey. Ueberspannung der Kräfte und Raub des Wahnsinns war nahe, als dieser lindernde Trost ihr schmachtendes Herz erquickte. Sie würde die Stunde seines Todes wohl schwerlich, wenigstens nur mit dem Verluste ihres Verstandes überlebt haben, jetzt konnte sie wieder hoffen, und Hoffnung ist das einzige Labsal des Leidenden. Sie erregt Begierde nach längerer Duldung im Herzen des Menschen, und wenn diese Begierde herrscht, da muß Verzweiflung und Wahnsinn weichen.

Der Fürst war hoch entrüstet, als er diese unerwartete Nachricht hörte. So nahe am Ziele, und nun mit ein Mahl so entfernt davon zu seyn, schien seinem liebenden Herzen eine unerträgliche Pein. Er suchte und fand Linderung in dem Gedanken, daß er Verrath und Flucht ganz gewiß entdecken

würde, aber seine Hoffnung ward nicht erfüllt; alle Husaren, alle Couriere, alle Späher kehrten leer zurück, keiner brachte nur die geringste Spur, die auf Entdeckung leiten konnte, es blieb und schien erwiesen, daß der Fliehende glücklich entkommen sey, daß an seiner Befreyung niemand als der ungetreue Kerkermeister Antheil nahm, und nun das Loos der Verbannung mit ihm theile.

Anfangs bestand die rachsüchtige Gräfinn R— hartnäckig auf der Erfüllung ihres Gelübdes, als ihr aber der liebende Fürst deutlich bewies, daß er nicht allwissend sey, nicht strafen könne, wenn der Verurtheilte entflohen sey, da berechnete die Eigennützige den Vortheil der Versöhnung, den Nachtheil der Rache, und fand, daß die Erstere die Letztere um vieles überwiege. Sie heischte den Schwur des Fürsten, daß er den entflohenen Thäter nie begnadigen; ihn, wenn er entdeckt würde, nach aller Strenge strafen wolle, der Fürst leistete diesen Schwur, und bald ward's am Hofe und in der Stadt bekannt, daß die Gräfinn R— die erklärte Geliebte des Fürsten sey.

Als sie zum ersten Mahle wieder bey Hofe erschien, und jeder das Betragen der Fürstinn gegen sie beobachtete, erstaunten alle, als diese sie auf's freundlichste empfing, und mit ihr anhaltend sprach. Die Großmüthige wollte gern eine gute Handlung üben, und achtete den schweren Pfad nicht, der sie allein zum Ziele leiten konnte. Wie der Fürst eben mit einem Minister sprach, führte die Fürstinn die

Gräfinn an's Fenster. Ich weiß, sprach die Gute, daß ihnen der Fürst Ersatz für das Leiden schuldig ist, welches sie durch den Verlust eines geliebten Bruders in seiner Residenz erdulden mußten. Sein Herz ist bieder und gut, es wird ihnen daher eine Bitte nicht abschlagen, die ich selbst nicht an ihn wagen wollte, weil er mit Recht befürchten müßte, daß er sie durch Erfüllung derselben aufs neue kränken würde. Wenn sie aber solche wagen, da fällt der gegründete Einwurf weg, da ist die Erhörung gewiß. Wollen sie's thun, wenn ich sie bitte — —

Gräfinn. Eure Durchlaucht befehlen — —

Fürstinn. Nein, das vermag ich nicht! Aber es würde ihren Charakter in meinen Augen um ein Großes erhöhen, es würde den Lohn meiner Freundschaft nach sich ziehen.

Gräfinn. O um solch einen Gewinn unternehme ich alles!

Fürstinn (sanft lächelnd.) So will ich dann sogleich versuchen: Ob ihre Versicherung mehr als Schmeichelen war? Die Gattinn des Grafen L— verzeihen sie, daß ich sie an diesen erinnern muß — schmachtet mit ihren Kindern noch immer im unverdienten Gefängnisse. Sie hatte keinen Theil an der That, die er übte, und muß doch streng dafür büßen, da man ihr Freyheit und Vermögen raubt. Ein Wort von ihnen würde ihr sicher beydes wieder geben! Man will mich versichern, daß sie hoch geschworen hätten, nur dann versöhnt zu seyn, wenn die unschuldige Frau sammt ihren Kindern am Bet-

telstabe umher wanken müsse. Ich kann mirs sehr leicht vorstellen, daß der wüthende Schmerz eines solchen Schwures fähig sey, aber ich kanns nicht glauben, daß er im Herzen des sanften Weibes Wurzel fassen, und Früchte tragen sollte. (Ihre Hand fassend, und sanft drückend.) Nicht wahr, ich habe mich in meinem Glauben an ihre Großmuth nicht betrogen?

Gräfinn (mit hocherröthenden Wangen.) Ich kanns nicht läugnen, daß ich diesen schrecklichen Schwur leistete, ich gestehe es auch eben so offenherzig, daß nur Eure Durchlaucht, (sehr bewegt) nur die Art, mit der sie's fordern, mich bewegen kann, ihn zu brechen und zu vernichten. Ich will, ich werde eifrige Fürbitterinn werden, aber eins sey auch mir bedungen, und hoch gelobt — —

Fürstinn. Fordern sie!

Gräfinn. Daß Eure Durchlaucht mich nicht in einem ähnlichen Falle, auf eine ähnliche Art zur Fürbitterinn wählen; nicht fordern, daß ich einst auch um Gnade für den Mörder flehen sollte. Und würde es mir ihren Zorn, ihre Verfolgung zuziehen, so fühle ichs doch deutlich, daß ich dieser Verläugnung nicht fähig wäre. Ich liebte meinen Bruder innig, möglich daß er den Grafen beleidigte, aber diese Beleidigung verdiente doch keinen Mord. (Weinend.) Wenn ich mir sein schreckliches Ende denke, so ruft immer noch eine innere Stimme laut und anhaltend Rache über den Thäter aus, ich wünschte — —

Fürstinn (ihr ins Wort fallend.) Ich verspreche es ihnen aufs heiligste, daß ich ihre Trauer über den Verlust eines guten Bruders ehren, sie nie an seinen Mörder erinnern will. Ich weiß zu gut, daß er Strafe verdiente. Er entfloh dem Tode glücklich, der Verlust seines Weibes, seiner Kinder, und seines ganzen Vermögens ist zwar eine Strafe, die den Empfindsamen oft härter als jener dünkt, aber er hat sie selbst gewählt, er mag sie auch tragen, ich werde nie für ihn bitten. Nur lege ich ihnen nochmahls meine erste Bitte ans Herz.

Gräfinn. Der Erfolg wirds lehren, daß ich eifrig zu bitten verstehe.

Fürstinn (ihre Hand drückend.) Dann können sie auf meinen Dank — in jedem Falle auf Wiedervergeltung sicher rechnen.

Am andern Tage erschien bey der gefangenen Gräfinn ein Abgesandter des Fürsten. Er machte ihr in seinem Nahmen kund, daß zwar nach den Gesetzen des Landes das ganze Vermögen eines vorsätzlichen Duellanten der strengen Confiscation unterliege, jedoch dieses Mahl Gnade für Recht ergehen solle, und daß der Fürst ihr und ihren Kindern den Genuß des Vermögens noch ferner gnädig verleihen wolle, wenn sie sogleich die Residenz-Stadt verlasse, das Hoflager stets meide, und sich nicht durch ein neues Verbrechen dieser höchsten Gnade verlustig mache.

Die Trauernde dankte, und versprach den Befehl des gnädigen Fürsten streng zu erfüllen. Weil

das Haus, welches sie bisher bewohnt haben, fuhr der Abgesandte fort, und der schöne Garten, den sie in der Vorstadt besaßen, ihnen nichts mehr nützen kann, so behält sich der Fürst beydes nach den Gesetzen bevor.

Gräfinn. Sein Wille ist mein Gesetz, er belohne damit den würdigsten seiner Diener, und ich werde in meiner trauernden Einsamkeit Ruhe in den Gedanken finden, daß ein anderer mit Vergnügen genießt, was ich so willig entbehre.

Ehe der Abgesandte schied, berichtete er ihr, daß ihr Verhaft zwar in diesem Augenblicke geendet habe, aber doch bis zu ihrer Abreise dauern müsse, weil der Fürst ausdrücklich überzeugt seyn wolle, daß sie nicht nach Hofe komme, und auch niemanden durch einen Besuch in Verlegenheit setze. Jedoch stehe es ihr frey, nicht allein die Anstalten zu ihrer Abreise zu treffen, sondern auch ihre Diener zu berufen, um durch diese ihr Haus räumen und das nöthige Gepäcke herbey schaffen zu lassen.

Als die Gräfinn allein war, sank sie auf ihre Knie, und dankte Gott innig, daß er das Herz des Fürsten zur Gnade gelenkt habe. Der dunkle Vorhang, der bisher jede Aussicht deckte, öffnete sich, sie blickte in die Zukunft, und sah im Hintergrunde ihren entflohenen Gatten zu den Füßen des Fürsten knien, wie er ihm für sein Leben dankte, und dann in die offnen Arme der Gattinn und Kinder eilte. Wer kann's der Leidenden wohl verdenken, wenn sie sah, was sie wünschte, wenn sie

hoffte, was freylich nicht möglich war, ihrem liebenden Herzen aber doch so leicht möglich schien!

Sie sandte nun in hastiger Eile nach einigen ihrer treusten Diener und Dienerinnen, sie erzählte ihnen ihr Glück, und traf Anstalten zur nöthigen Abreise. Ehe die Sonne unterging, saß sie schon im Reisewagen und athmete freyer, als die Stadt hinter ihr lag, in welcher sie so schrecklich geduldet und gelitten hatte. Noch vor ihrer Abreise, schrieb sie der Fürstinn, und dankte ihr innig, weil sie solche mit Grunde für die Urheberinn ihres Glückes achtete. Sie bath am Ende, sich ihres unglücklichen Gatten einst auf ähnliche Art anzunehmen, und das große Werk zu vollenden, zwey höchst Unglückliche ganz glücklich gemacht zu haben.

Die großmüthige Fürstinn antwortete sogleich, daß die edle That ganz ein Werk des Fürsten sey, daß sie keinen Theil daran habe, ihn aber durch innige Freude daran nehme. Ob es übrigens, schrieb sie am Ende, gleich jetzt noch unmöglich scheint, daß ihr entflohener Gatte jemahls Gnade hoffen könne, so muß die Linderung ihres Schicksals ihnen doch der deutlichste Beweis seyn, daß Gott nichts unmöglich sey, daß auch er einst in ihre Arme zurückkehren könne. Dieß sey ihr Trost, wenn sie nach ihm bangen! Dieß ihre Aussicht, wenn sie trauern! Nur muß ich sie dringend bitten, daß sie nicht durch unvorsichtige Nachforschung nach dem Aufenthalte ihres Gatten die Aufmerksamkeit des Fürsten erregen. Denken sie, daß sie beobachtet werden, daß

des Fürsten Herz noch nicht zur Vergebung geneigt sey, daß ein unvorsichtiger Schritt leicht Argwohn wecken, seine Rache reitzen, sie und ihren Gatten, selbst ihre Kinder unglücklich machen könne. Nützen sie den Rath ihrer wahren Freundinn, es ist der einzige, den sie ihnen bey ihrem Abschiede zu geben vermag.

Hoffnung ist eine Biene, welche aus jedem Gegenstand Honig saugt, und es zum süßen Genusse ins menschliche Herz trägt. Daher kam's, daß auch in diesem Briefe die unglückliche Gräfinn Stoff zum Troste fand. Er hat mein Schicksal gelindert, dachte sie, er wird einst das seinige auch lindern! Dieser frohe Gedanke war auf der Reise ihre Beschäftigung, war in der Folge echtes Labsal, wenn ihr liebendes Herz sich nach dem Gatten sehnte, nur einmahl eine tröstende Nachricht von ihm zu hören wünschte.

Sie lebte auf dem entlegensten Landgute des Grafen in häuslicher Einsamkeit, in stiller Trauer, sie weihte sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, und fand nur in dieser Beschäftigung Trost für ihr Leiden. Die Einkünfte aller Güter des Grafen waren groß und ansehnlich, die Leidende empfing sie immer mit Thränen, weil der Gedanke, daß sie sammle, indeß der Geliebte darbe, ihr Herz mächtig engte, und sie unfähig machte, das Vergnügen zu genießen, ihrer Kinder Glück durch Sparsamkeit zu mehren, und durch reichliche Wohlthaten die Thränen der Armuth zu trocknen. Sie ward bald

in der ganzen Gegend als eine wohlthätige Gottheit verehrt, weil sie reichlich gab, weil sie jedem zu helfen suchte, aber sie empfand die Wonne, glücklich zu machen, nie in seiner vollen Größe, weil sie in jedem Bittenden ihren nothleidenden Gatten erblickte, ihn eben so dürftig und hülflos dachte, und eben dadurch zu neuer Trauer gereitzt wurde.

Drey lange Jahre verflossen auf diese Art — — Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich zuvor das Schicksal des entflohenen Grafen enthüllen, und meinen Lesern kund machen: wie er entfloh? wie er entfliehen konnte? — Schwer ruhte der Gedanke, daß der Fürst nicht edel, nur durch blinde Rache irre geleitet, handle, auf dem Herzen der menschenfreundlichen Fürstinn. Sie kannte seinen Biedersinn, seinen Edelmuth, sie war überzeugt, daß Reue der raschen That folgen, sehr wahrscheinlich einst die spätern Tage seines Lebens verbittern würde; sie liebte den Ungetreuen noch immer mit inniger Zärtlichkeit, und war daher äußerst für seine künftige Ruhe besorgt. Jeder Schritt, ihm diese zu sichern, ward von ihr vergebens versucht. Er wies die Bittende mit Härte ab, er suchte nur Befriedigung seiner Leidenschaft, und, weil der Gegenstand derselben blutige Rache heischte, den Tod des Unglücklichen. Als sie auch den letzten Versuch, die Rachbegierige durch den Anblick der verzweifelnden Gattinn, der jammernden Kinder zu versöhnen, vergebens gewagt hatte, und durch die letztere; die

Nachricht erhielt, daß sie mit grausamer Härte zurück gewiesen ward, rang sie nach neuen Mitteln, die That zu hindern. Nur mögliche, nur schleunige Flucht, rief sie aus, kann ihn vom Tode retten, und meinen Gatten vor künftiger Reue schützen.

Von diesem Augenblicke an war dieser Gedanke ihre einzige Beschäftigung. Sie wußte, daß der Kerkermeister, welcher die adeligen Staatsgefangenen in einem besondern Thurme verwahrte, ehemahls als Heiducke der Mutter des Fürsten diente, und mit Widerwillen den einträglichen Dienst eines Kerkermeisters zur Belohnung seiner treuen Dienste annahm; ihr war ferner bekannt, daß er kein Weib, kein Kind, keine nahen Freunde habe, und daher durch nichts ans Vaterland gefesselt werde. Auf diese Gründe baute ihre Hoffnung die Möglichkeit der Ausführung. Sie eilte nach ihrem Garten, wo sie oft Stunden lang verweilte. Eine vertraute Kammerfrau war ihre einzige Begleiterinn, diese mußte sich im Gartenhause verkleiden, und durch eine Nebenthür entschlüpfen, um den Kerkermeister mit dem Auftrage der größten Verschwiegenheit dahin zu berufen und zu leiten.

Er erschien sogleich, aber es ward der Fürstinn äußerst schwer, ihn zur Entführung des Gefangenen zu bereden, weil er's für Verletzung seiner Pflicht, seines Schwurs achtete, und die wenigen Tage seines Lebens nicht durch Meineid beflecken wollte. Nur die Versicherung, daß der jetzt allzu zornige Fürst ihm einst selbst die That lohnen würde,

daß die Fürstinn im möglichen Falle alle Verantwortung auf sich nehmen wolle, machte ihn bereitwillig, die That zu versuchen. Sie versprach ihm überdieß lebenslange und gute Versorgung im Staate einer benachbarten Fürstinn, wohin sie ihn sicher und ohne Gefahr senden wolle. Aber dieß Versprechen war es nicht, was den redlichen Alten zur Theilnahme bewog, nur die Ueberzeugung, daß er eine gute That übe, nur der Widerwille, mit welchen er den traurigen Dienst eines Kerkermeisters verrichtete, bestimmte seine Handlung.

Es ward nun verabredet und beschlossen, daß der Kerkermeister so bald als möglich seinen Gefangenen von allem unterrichten, zur Nachtszeit alle lästige Zeugen entfernen, und mit ihm durch eine Seitenthür des Thurms, welche nicht bewacht wurde, weil sie nur zur Wohnung des Kerkermeisters führte, nach dem Garten der Fürstinn entfliehen sollte. In diesem Garten hatte sich die Fürstinn eine Einsiedeley erbauen lassen, zu welcher nur sie den Schlüssel bey sich trug. Dieser ward dem Kerkermeister mit dem Auftrage übergeben, daß er durch solchen die Gemächer der Einsiedeley öffnen, und sich mit dem Grafen nach einer im Hintergrunde angebrachten Grotte begeben solle, wo kein menschliches Auge sie sehen und entdecken konnte. Genährt und gepflegt durch die Hand der Fürstinn, sollten sie dort so lange verborgen leben, bis der Fürst jede Nachspähe geendet habe, und sie unter einer unkennba-

ren Verkleidung, mit sichern Pässen versehen, ohne Gefahr das Land verlassen könnten.

Dieser äußerst vorsichtige Plan ward durch den Kerkermeister mit Klugheit ausgeführt. Als die Mitternachtstunde nahte, hüllte er sich und seinen Gefangenen in weite Mäntel, und führte ihn glücklich nach der Seitenthür des Gartens, zu welcher er ebenfalls den Schlüssel erhalten hatte. Mit bangem und unruhigem Herzen erwartete indeß die Fürstinn den Ausgang ihres Wagstücks in der fürstlichen Residenz, wohin sie sogleich zurück gekehrt war. Sie sandte schon früh ihre Vertraute auf Spähe, und genoß die Früchte einer edlen That in ganzer Fülle, als ihr diese die sichere Nachricht brachte, daß alles wohl gelungen sey, weil man den Entflohenen schon mit größtem Eifer suche.

Da die Fürstinn jeden möglichen Argwohn hindern wollte, so ging sie die ersten Tage nicht nach dem Garten, nur die vertraute Kammerfrau ging dahin, und trug den Verborgenen, unter dem Vorwande, daß sie für die Fürstinn Bücher aus der dort befindlichen Bibliothek hohle, Speise und Trank zu. Stärker schlug dann alle Mahl das Herz der Edlen, wenn die zurück kehrende Kammerfrau ihr erzählte, daß es den Gefangenen wohl ergehe, daß der Graf in den rührendsten Ausdrücken der Retterinn seines Lebens danke. Als die Fürstinn gewahrte, daß niemand etwas ahnde, ging sie, wie gewöhnlich, nach dem Garten, besuchte die Versteckten alle Mahl, sprach tröstend mit ihnen, und

erschien stets mit Wohlthaten in der Hand. Bald brachte sie ihnen die nöthige Speise, bald wieder Wäsche und andere unentbehrliche Dinge, die des Lebens Nothdurft erforderte.

Da der arme Graf sein künftiges Schicksal in der Hand einer so großmüthigen Fürstinn sah, so zagte er nicht mehr für die Zukunft, aber das weit unglücklichere Schicksal seines verlassenen Weibes, seiner unerzogenen Kinder quälte sein Herz doppelt. Er empfahl sie der Fürsorge der gnädigen Fürstinn auf's dringendste, und verleitete sie dadurch zu dem unerwarteten Schritt, bey der Geliebten ihres Gatten die Fürsprecherinn der Unglücklichen zu werden. Der heiße Dank des Grafen, die Ueberzeugung, daß sie edel gehandelt habe, lohnten ihr diese Ueberwindung reichlich, welche ganz natürlich dieser Schritt ihrem Herzen gekostet hatte.

Nun war der sehnlichste Wunsch des Grafen erfüllt, nun blieb ihm keiner übrig, als seiner Wohlthäterinn nicht länger lästig zu fallen, und in irgend einem Winkel der Erde seine kummervollen Tage zu vertrauern. Die Fürstinn hatte schon lange vorher alles zur Erfüllung dieses Wunsches vorbereitet. Eine benachbarte Fürstinn, welche als Vormünderinn ihres unmündigen Sohnes das kleine Ländchen, welches sein Vater besaß, regierte, war ehemahls ihre Jugendfreundinn gewesen, immer fand noch eine vertraute Correspondenz zwischen beyden Statt. Sie entdeckte ihrer geprüften Freundinn sogleich die ganze Sache, und bath um Rath und Beystand.

Die regierende Fürstinn schrieb zurück, daß sie der genauen Verbindung wegen, in welcher beyde Höfe mit einander ständen, nicht fähig wäre, dem Grafen, wenn er nach ihrem Lande entfliehe, öffentlichen Schutz zu verleihen, doch wolle sie, der theuern Freundinn zu gefallen, alles wagen, alles unternehmen, was, wenn er im Verborgenen käme, die mögliche Entdeckung hindern, und ihn, wenn er ein einsames Landleben nicht scheue, vor jeder Gefahr schützen könne. Zur Beförderung dieser Absicht sandte sie ihr zwey Pässe, welche auf zwey ihrem Fürstenthume unterthänige Schäfer ausgestellt waren, die den Auftrag hatten, in den nächstgelegenen Staaten die merkwürdigsten Schäfereyen zu besuchen, und sich die Vortheile derselben zur Verbesserung der inländischen Schafzucht eigen zu machen. Dein, schrieb nun die Freundinn weiter, sey nun die Sorge, die Flüchtlinge der Eigenschaft ihres Passes gemäß zu kleiden, ihre Gesichtszüge so unkennbar als möglich zu machen, und sie dann geradezu nach meinem Lande zu senden. Ein neuer Brief von dir wird mich unterrichten, wenn sie abreisen, wenn sie eintreffen können. Sie nehmen dann ihren Weg nach der von mir neu errichteten fürstlichen Schäferey zu – m, im Gebirge F—. Ich werde um diese Zeit auf einem benachbarten Jagdschlosse wohnen, und werde dann schon Gelegenheit finden, den Grafen zu sprechen. Ehe dieß aber geschieht, gehen die Flüchtlinge ohne Aufenthalt nach der bestimmten Schäferey, und melden sich bey dem

Vorsteher derselben. Er hat den gemessenen Auftrag von mir erhalten, sie in seine Dienste aufzunehmen, und ob sie gleich der Absicht, die ich ihm erzählte, keinesweges entsprechen werden, so ist der gute Alte doch viel zu demüthig, als daß er's wagen sollte, ihre verborgenen Kenntnisse zu bezweifeln. Dieß ist, nach reifer Ueberlegung, die einzige Art, durch welche ich dem Grafen sichern Aufenthalt in meinem Lande gewähren kann, er muß es sich schlechterdings gefallen lassen, wenigstens durch einige Zeit meine Schafe zu hüthen, weil er sich nur in dieser einsamen Gegend dem wachsamen Auge aller meiner Beamten entziehen kann, die durch mich den ernsten Befehl erhielten, nach dem Entflohenen umher zu spähen. Ein Befehl, den ich auf dringendes Ersuchen deines Fürsten ergehen ließ, und nun nicht widerrufen, nur durch Nichterinnerung schwächen kann.

Der arme Graf war ganz mit seinem Loose zufrieden, als seine fürstliche Freundinn ihn fragte, ob er Verläugnung genug besitze, sich dieser nöthigen Einrichtung einige Zeit hindurch zu fügen. Mein neuer Stand, sprach er, ist meiner innern Lage ganz angemessen, ich kann mich ungehindert, wenn ich meiner Herde folge, meinen Gedanken überlassen, die einsamen Gegenden, in welche sie mich führen wird, werden Labsal für mich seyn, ich kann mich dort dem Andenken meines Weibes, meiner Kinder weihen, und ihren Verlust betrauern. Nur schmerzt es mich äußerst, daß ich den Retter meines Lebens nur darum der Ruhe entrissen habe, damit er in seinem

hohen Alter in wüsten Gegenden umher irren, und eine Kost genießen soll, die seinen Kräften nicht angemessen ist.

Die Fürstinn suchte ihn über diesen Gegenstand zu beruhigen, und versicherte ihn, daß eine gute und dauerhafte Versorgung des redlichen Kerkermeisters ihre Pflicht sey, die sie auch nach Möglichkeit leisten werde. Er kann, sprach sie, wenn er einmahl der Gefahr entronnen ist, nach Belieben weiter wandern, und in einer entfernten Gegend ruhig die Summe genießen, welche ich ihm beym Abschiede übergeben will. Sie wird hinreichen, ihn Zeitlebens zu ernähren, es wird noch genug übrig bleiben, um seinen treuen Wärter am Ende seiner Tage damit belohnen zu können.

Der seltene Kerkermeister dankte innig, aber er versicherte auch eben so ernstlich, daß er sich nie von dem Grafen trennen, Glück und Unglück, Kummer und Freude mit ihm theilen, und, wäre es irgend möglich, durch treue Dienstleistung sein hartes Schicksal erleichtern wolle. Die Tage, welche er in der Grotte mit ihm durchlebt hatte, waren dem guten Alten so angenehm verflossen, hatten ihn so deutlich überzeugt, daß der Graf einer der besten Menschen sey. Diese Ueberzeugung war die Ursache, daß er sich nie von ihm trennen wollte, durch keine Ueberredungskraft zu einem andern Entschlusse zu bewegen war. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Eben als alles Nöthige zur Abreise angeordnet

war, und sie schon am andern Tage ihren Zufluchtsort verlassen, und sich dem Schutz des Allmächtigen übergeben wollten, ward der arme Kerkermeister krank, eine heftige Augenentzündung endete in fünf Tagen sein Leben, weil man ihm der größern Gefahr, der möglichen Entdeckung wegen keine Hülfe leisten konnte. Er starb als Christ, ruhig und gelassen, und ging mit der Gewißheit hinüber, daß der Barmherzige ihm seinen Meineid verzeihen, die Absicht seiner edeln That lohnen würde.

Den Grafen drückte der Verlust eines Freundes, das Bewußtseyn, daß er Schuld an seinem Tode sey, äußerst stark, machte ihn mißmuthig und im höchsten Grade traurig. Vergebens bemühte sich die Fürstinn, ihn zu trösten, er faßte den Gedanken, und hielt ihn fest, daß Gott ihn ganz verlassen habe, nur immer empfindlicher strafen, nie vergeben wolle! Man verdenke dem Grafen sein Murren nicht! Er glich einem mit dem reissenden Strome Kämpfenden, der letzte schwache Ast, von dem er wo nicht Rettung, doch Verlängerung seines Lebens hoffte, brach mit einmahl, und alle Aussicht zu beyden schwand.

Damit der Körper nicht entdeckt werde, mußte er in der Grotte begraben werden. Die vertraute Kammerfrau entwendete dem Gärtner Hacke und Schaufel, und der Graf brauchte zwey volle Nächte, um dem treuen Freunde eine Grabstätte im harten Boden der Grotte auszuhauen. Diese traurige Beschäftigung, der fortdauernde Anblick des Todten,

mehrte die Empfindungen seines Herzens, er wünschte sehnlichst gleich ihm vollendet, gleich ihm ausgerungen zu haben.

Nachdem er am dritten Abende geruht, und am vierten von seiner fürstlichen Wohlthäterinn mit Thränen des wärmsten Dankes Abschied genommen hatte, ihrem fernern Schutze sein Weib und Kinder empfahl, von ihr eine große Summe und zugleich die Versicherung erhielt, daß sie einen Brief von ihm richtig an sein Weib bestellen wolle, trat er in der folgenden Nacht seine Wanderung an. Er entkam durch die Seitenthür glücklich aus dem Garten, eben so glücklich aus der Stadt, weil diese zwar Thore hatte, aber mit keiner Mauer umgeben war, und man durch einige Nebenwege ungehindert in die Vorstadt, aus dieser in's Freye gelangen konnte. Wie die Sonne aufging, lag die Residenz schon meilenweit hinter seinem Rücken. Er trug die Kleidung eines Schäfers, sein Haar war verschnitten, Hände und Gesicht unmerklich gelb gefärbt. Das letztere und der ungewöhnlich starke Bart verstellte seine Physiognomie vollkommen, niemand achtete auf ihn, er wanderte auf selbst gewählten Seitenwegen ungehindert nach der Gränze, welche er schon am zweyten Tage erreichte. Eben so glücklich, und ohne nur einmahl nach einem Passe befragt zu werden, langte er auf der bestimmten fürstlichen Schäferey an.

Sie lag mitten im hohen Forste, in einer unbewohnten, wilden Gegend. Die hier und da vom

Holze entblößten Berge, die grasreichen Thäler hatten die ökonomische Fürstinn bewogen, die erstern zu einer Sommerweide, die letztern zum Heu für einige tausend Schafe zu benutzen, welche dort herrlich gedeihten, und weit mehr Nutzen brachten als das wenige Wild, welches ihre Vorfahren sonst in dieser Gegend gehägt hatten. Der Vorsteher dieser Schäferey, ein alter, aber biederer und redlicher Mann, empfing den Grafen mit bäurischer, aber traulicher Freundlichkeit. Er hatte ihn schon längst erwartet, und deßwegen schon einen seiner Knechte des Dienstes entlassen, um dem Erwarteten seinen Platz sogleich anweisen zu können. Noch am nähmlichen Tage übergab er ihm daher vier hundert Stück schöne Schafe, die er leiten, führen und pflegen sollte.

Die Empfehlung der Fürstinn erregte ganz natürlich bey dem Alten den Gedanken, daß der Fremde seltene Kenntnisse in der Schafzucht besitzen müsse, er schwätzte daher beständig mit ihm über die Vortheile und Hindernisse der letztern, um die erstern zu prüfen. Ein Glück für den Grafen, daß er stets die Oekonomie leidenschaftlich liebte, wenn er auf seinen Landgütern einige Wochen Erhohlung von seinen Geschäften suchte, sich in den vornehmsten Zweigen derselben practisch übte, und daher wenigstens mit den allgemeinen Regeln einer guten Schafzucht nicht unbekannt war, freylich in der Folge nicht leistete, was der Alte hoffte, aber doch auch nichts verdarb, und wegen seines stillen und

eingezogenen Lebenswandels endlich der Liebling desselben ward.

Die Fürstinn besuchte bald hernach die Schäferey, und hatte Gelegenheit, mit dem Grafen tröstend zu sprechen. Er dankte innig für ihren Schutz, und dankte noch inniger, als sie ihm kund machte, daß sein Weib, seine Kinder gesund lebten; aber traurig sank sein hoffendes Auge zur Erde, wie sie ihm erzählte, daß seine wohlthätige Fürstinn den Brief, welchen er ihr an seine Gattinn hinterlassen hatte, noch nicht abgeschickt habe, auch nicht abschicken könne, weil sie als gewiß erfahren habe, daß ein heimlicher Späher des Fürsten die Gräfinn genau beobachte, alle ihre Correspondenz in geheim untersuche, und durch die geringste Spur auf Entdeckung geleitet werden könne. Der arme Verbannte fühlte bey dieser Nachricht das Leiden der verlassenen Gattinn, er flehte auf's neue, daß man ihr nur von seinem Leben, von seiner Gesundheit Nachricht geben solle, und ging jetzt trauriger, tief leidend hinter seiner Herde, weil ihm auch der einzige Trost, einige Zeilen von der geliebten Gattinn zu lesen, geraubt wurde.

Auch den Ruhigen und Glücklichen macht Einsamkeit und Entfernung von aller menschlichen Gesellschaft traurig und mißmuthig, um so mehr den Leidenden und Unglücklichen. Kein Freund erquickt sein schmachtendes Herz mit Trost, keine unerwartete Gelegenheit zerstreut seinen Kummer, er kann ungehindert die Größe seines Leidens messen, und sich mit jedem Tage auf's neue überzeugen, daß

sie unendlich, und daher immer dauernd sey. So ergings auch dem Grafen, er ward stets trauriger, stets melancholischer, und erregte dadurch das Mitleid seines gutherzigen Meisters, der ihn unter allen Knechten auszeichnete, oft an seinem eignen Tische speisen ließ, und sich hoch wunderte, wie der Leidende diese Ehre nicht hochschätzte, sie vielmehr auf alle mögliche Art zu vermeiden suchte.

Den übrigen Bewohnern war der Graf ein gleiches Räthsel, seine gefällige, freundliche Art zog jeden an sich, aber sein Hang zur Einsamkeit, zum tiefen Nachdenken, stieß alle gleich stark wieder zurück. Ohne es selbst zu wollen, gewann bald die von Jugend auf sorgfältig gepflegte Gewohnheit den Rang über die schwere Verstellung, er suchte sich, geleitet durch jene, seine harte Last dadurch erträglicher zu machen, daß er sich reinlicher und besser als alle übrige Schäfer kleidete. Die wenigen Mädchen, welche in dieser Einöde wohnten, oder sie Geschäfte wegen besuchten, blickten daher oft lüstern nach ihm, und nannten ihn nur den schönen und galanten Schäfer, als aber dieser, oft in seiner Gegenwart ausgesprochene Nahme keinen Eindruck auf ihn machte, da nannten sie ihn in der Folge den traurigen Schäfer, und blickten ihm mitleidig nach, wenn er mit gesenktem Auge hinter seiner Herde schlich.

Nach drey durchschmachteten Jahren hatte finstere Melancholie in seinem Herzen festen Sitz genommen, er sah mit wahrer Begierde dem Tod ent-

gegen, er wünschte sehnlichst, daß er bald nahen, bald sein nahmenloses Leiden enden möge. Schon im zweyten Jahre hatte ihm die besuchende Fürstinn zu verstehen gegeben, daß so tiefe und erniedrigende Verstellung jetzt nicht mehr nöthig sey, daß er in einem entferntern Lande, unterstützt durch seine Wohlthäterinn, angenehmer und besser leben könne, aber die Einsamkeit war seinem Schmerze schon unentbehrlich geworden, er flehte, daß man ihn länger hier dulden möge, und versicherte dreist, daß ihn noch weitere Entfernung, wo er gar keine Nachricht mehr von seiner Gattinn erhalten würde, zum Wahnsinn reitzen werde. Die Fürstinn ehrte seine Gründe, und versprach, ihn durch öftere Nachrichten von seiner Gattinn zu erfreuen, aber sie vermochte nicht Wort zu halten, weil sie nur jährlich ein Mahl in diese Gegend kam, und durch Bothen die ohnehin gespannte Aufmerksamkeit der dortigen Bewohner nicht noch mehr reitzen wollte.

Eben fragte die gleich stark leidende und duldende Gräfinn den Ewigen: Ob denn ihr Leiden nie enden, ihr Jammer hienieden keinen Lohn hoffen könne? Als ungewöhnliches Geräusch im Hofe ihres Schlosses sie aus ihrem Tiefsinn weckte, und an's Fenster zog. Sie blickte hinab, sah einige Reisewagen an der Thür stehen, und eine in Trauer gehüllte Dame aus dem ersten derselben heraus steigen. Sie eilte hinab und sank in die Arme der Fürstinn, welche sie zu besuchen kam. Ihre Trauer verkündigte der Gräfinn schon im Voraus die Ur-

sache der Möglichkeit dieses seltenen Besuches, sie ahndete des Fürsten Tod, welcher auch wirklich äußerst schnell und unvermuthet erfolgt war.

Er hatte sich auf einer damahls so gewöhnlichen Parforce-Jagd äußerst erhitzt, ein unvermutheter Gewitterregen durchnäßte seine Kleider. Ehe er noch die Residenz erreichte, sank er vom Schlage getroffen todt vom Pferde. Die ihn immer noch liebende und seinen Tod innig bejammernde Fürstinn ward nun Regentinn des Landes, weil ihr einziger Sohn erst das eilfte Jahr seines Alters erreicht hatte. Man huldigte ihr sogleich, als die Aerzte vergebens alle Mittel versucht hatten, den Todten zu wecken. Die Gräfinn R —, welche noch immer die erklärte Geliebte des Fürsten war, bisher oft Land und Leute regiert hatte, erschrak äußerst, als sie den Tod des Fürsten und die Huldigung seiner Gemahlinn in einem Augenblicke vernahm. Sie fürchtete die Rache der letztern, und sandte ihr sogleich folgenden Brief:

Durchlauchtigste Fürstinn! Sie können auf Wiedervergeltung rechnen! sprachen sie einst zu mir, als ich die Fürbitte in der Gräfinn L — zu werden versprach. Die Zeit dieser Wiedervergeltung ist da! Ich hoffe, daß Sie großmüthig handeln, und mir erlauben werden, mit meiner Habe ein Land zu verlassen, dessen Monarch bisher mein einziger Beschützer war.

Die tief gebeugte Fürstinn vermochte nicht sogleich zu antworten, sie ließ der Gräfinn nur sagen, daß die Antwort sicher und bald erfolgen wer-

de. Diese sah mit banger Sehnsucht und zitternd der Antwort entgegen; aber sie staunte, und heiße Thränen füllten ihr Auge, wie sie ihr am andern Tage ward, als sie Folgendes las:

Meine liebe Gräfinn! Sie sind äußerst billig, da sie zur Wiedervergeltung einer That, die ich bisher immer noch mit dankbarem Herzen ehre, eine Sache fordern, die ihnen die strengste Gerechtigkeit nicht einmahl verweigern könnte. Es steht ihnen vollkommen frey, ferner in diesem Lande zu wohnen oder es zu verlassen. Im erstern Fall wird meine Hochachtung gegen sie fortdauern, im letztern werden sie solche ungetheilt mit sich nehmen. Aber dann hoffe ich ganz sicher, daß sie nicht ohne Abschied scheiden, daß sie durch eine neue und größere Bitte mich in Stand setzen, sie nicht mit dem Bewußtseyn entlassen zu müssen, daß ich ihre große Schuldnerinn bleibe. Kommen sie, wenn sie wollen, unter uns findet keine Etikette Statt, wir haben beyde am meisten verloren, uns muß es auch erlaubt seyn, ungehindert mit einander weinen zu können.

Alle Hofleute staunten, als sich kurz nachher die Gräfinn R — bey der Fürstinn melden ließ, aber alle staunten noch weit mehr, als sie sogleich vorgelassen wurde, und nach einer kurzen Unterredung die Fürstinn mit ihr Hand in Hand aus dem Cabinette trat, sie in aller Gegenwart Freundinn nannte; mit echter Zärtlichkeit umarmte, ihr die glücklichste Reise, und für die Zukunft die ruhigsten

Tage wünschte. Diese außerordentliche Leutseligkeit der Fürstinn war nicht Verstellung, war echter Lohn, welchen sie der Gräfinn zollte.

Als diese zu ihr in's Cabinett trat, dankte sie ihr mit einer Wärme, die ihr Herz rührte, und bath nochmahls, daß sie das Land verlassen dürfe. Die Fürstinn gewährte ihr solches auf's neue, forderte aber ausdrücklich, daß sie sich eine größere Gefälligkeit von ihr erbitten möge. Wohl dann, sprach die Gräfinn, ich will ihre Gnade nutzen. (Auf ihre Knie sinkend.) Jetzt, da meine eingebildete Größe sinkt, fühle ich es deutlich, daß ich den Tod meines Bruders zu hart rächte, daß ich den armen Grafen L— zu hart verfolgte. Eure Durchlaucht sind jetzt Regentinn geworden, Eure Durchlaucht können jetzt strafen, aber auch vergeben und vergessen. Mir ward eine Bitte erlaubt, mir ward Gewährung derselben zugesichert, ich bitte, daß Eure Durchlaucht dem Grafen unbedingt vergeben, seine That vergessen und ihm erlauben, seine übrigen Tage ruhig in den Armen des geliebten Weibes zu durchleben. Ich bin's von ihrem edeln Herzen überzeugt, daß diese Verzeihung auch ohne meine Bitte erfolgen würde, aber ich achtete es für Pflicht, sie daran zu erinnern, und auf's neue zu bitten, daß diese Gnade die erste edle Handlung der künftigen Regentinn seyn möge. — — Sie soll, sie wird's seyn! rief die gerührte Fürstinn aus, aber sie müssen auch die Versicherung mit sich nehmen, daß ich sie um dieser Bitte willen ewig hochschätzen und lieben werde.

Die

Die Trauer über den Tod des Fürsten erlaubte, geboth sogar der Fürstinn einige Zeit Entfernung aus der Residenz. Als sie daher alle fürstliche Beamte in ihrem bisherigen Dienste bestätigt hatte, heischte ihr Schmerz diese Linderung, sie hoffte sie im Wohlthun zu finden, und reiste zur Gräfinn L —, um in ihrer Gesellschaft und im strengen Incognito nach dem benachbarten Fürstenthum zu reisen, dort den Grafen zu überraschen, und die nahmlose Freude der ersten Umarmung, der Wiedervereinigung mit genießen zu können. Als sie diesen wohlthätigen Vorsatz der Gräfinn entdeckte, da — — O wer ist fähig die Symptome einer solchen Freude, einer solchen Seligkeit zu schildern, sie gleicht vollkommen der überirdischen, die nicht einmahl der Dolmetscher Gottes zu schildern, die keines Sterblichen Mund auszusprechen vermag. Die Ueberglückliche war ganz einem Kinde ähnlich, sie taumelte wonnevoll umher, hob jeden Gegenstand in die Höhe, und legte ihn eben so schnell wieder von sich, sie träumte wachend und sprach nur immer von dem Glücke, das selbst ihrer erhitzten Einbildungskraft nur ein Traum schien.

O wie unendlich langsam flossen ihr jetzt die Stunden vorüber, die sie von der Erfüllung ihres heißen Wunsches trennten! Kein Schlaf erquickte das Auge der Hoffenden, immer starrte es sehnsuchtsvoll in die Zukunft, und sah den geliebten Gatten mit offenen Armen vor sich stehen. Die Fürstinn hatte beschlossen, einige Tage auf dem

Landgute der Gräfinn zu ruhen, als sie aber ihre Sehnsucht sah, da warf sie sich schon am andern Morgen mit ihrer Freundinn in einen leichten Reisewagen, und eilte mit ihr der unnennbaren Freude entgegen. Um schneller reisen zu können, hatte die Fürstinn aller gewöhnlichen Begleitung entsagt, nur eine Kammerfrau saß mit den Kindern der Gräfinn in einem zweyten Wagen, nur zwey Bediente begleiteten sie. Es ging rasch vorwärts, aber es ging der Harrenden doch viel zu langsam, jede Schafherde, die oft auf den nahen oder fernen Bergen umher kletterte, machte den stärksten Eindruck auf ihr Herz, sie streckte dann immer ihre Arme aus, und glaubte, in dem Hirten ihren Gatten zu erblicken.

Endlich lag die wüste, öde Berggegend vor ihrem Blicke. Endlich sahen sie zwischen den hohen Buchen und Eichen die Schäferey von Ferne glänzen, endlich stand der Wagen am Hause des Vorstehers derselben. Der gute Alte kam mit der Mütze in der Hand den hohen, fremden Gästen entgegen; er staunte mit Recht, als die Gräfinn hastig fragte: Wie es ihrem Gatten, wie es dem Grafen? — gehe? Wo er sey? Wo sie ihn sehen und sprechen könne? Er schüttelte bedächtlich den Kopf, und wollte den Fremden eben beweisen, daß kein Graf hier wohne, als die ruhigere Fürstinn den Irrthum bemerkte, und nach dem fremden Schäferknecht fragte, der seit einigen Jahren die fürstlichen Schafe hüthe. Ach dieser, rief der Alte aus, dieser mag freylich

mehr seyn, als er seyn will, aber kein Graf ist er doch wohl nicht!

Fürstinn. Darüber wollen wir nicht länger streiten. Sey er nur so gefällig, uns zu sagen, wo wir ihn treffen, dann wird sich alles aufklären.

Der Alte war sogleich bereit und willig, sie nach dem Berge zu führen, wo er seine Schafe weidete. Er ging voraus, und der Wagen folgte. Am Fuße des Berges mußten sie aussteigen, weil sich nur ein enger, von Schafen getretener Pfad aufwärts schlängelte. Die Gräfinn ergriff die Hand ihrer Kinder, und zog sie hastig hinter sich her. Einzelne Schafe, welche am Gipfel umher kletterten, beschäftigten ihr Auge, zogen ihre ganze Aufmerksamkeit magnetisch an sich, sie konnte nicht denken, nicht sprechen. Nahes Gefühl der Wonne, des entzückenden Wiedersehens tobte stürmend in allen ihren Adern, Nerven und Fibern, es hemmte ihren Athem, sie mußte oft ruhen, und blickte dann mit nassem, sehnsuchtsvollem Blicke in die Höhe.

Die Fürstinn folgte stillschweigend, auch ihre hochgeregte Empfindung beschäftigte Herz und Einbildungskraft gleich stark. Nur einige Mahl war sie vermögend, die Gräfinn vor allzu hastiger Eile zu warnen, aber die Entzückte war unfähig die Warnung zu fassen, das allzu große, wonnevolle Ziel riß sie mit Allmachtsstärke empor, weckte jede Lebenskraft, spannte jede Sehne, um es nur bald,

nur schneller erreichen zu können. Endlich war der Gipfel erstiegen, eine alte Eiche, deren Stamm der wüthende Sturm oft gebogen, aber nicht gebrochen hatte, stand unfern von ihnen. Unter ihrem Schatten ruhte der verbannte Graf, er lag ausgestreckt am Boden, die Rechte unterstützte sein nachdenkendes Haupt, sein Auge starrte in die ferne Gegend. Der Alte wollte ihn aus seinem Traume wecken, aber die Sehnsucht der liebenden Gattinn überflügelte seine Schritte.

Mein Carl! schrie sie wonnetrunken, als sie sich nahte. Mein Vater! riefen die Knaben, welche ihr folgten. Der Denkende schauderte empor. Mein Carl! wiederhohlte die Gattinn. Mein Vater! lallten die Kinder athemlos: Gleich dem Wettläufer, der alle seine Kräfte verschwendet hat, sank jetzt die Gräfinn am Ziele ihrer Wünsche kraftlos nieder, die Kinder umfaßten die Knie des Staunenden. Die Fürstinn vermochte nicht zu sprechen, Thränen der Freude, der innigen Theilnahme hemmten ihre Sprache. Der Alte griff hastig nach seiner Mütze, und blickte mit entblößtem Haupte zum Himmel.

Lange dauerte die Scene der stummen Empfindung, des Sturmes der nahmenlosen Gefühle, als sie aber endete, da ward's — O daß ich dieses Mahl nur das freudenvolle Gefühl meiner Leser durch Dichtung täuschen könnte! — Da ward's allen nach und nach zur traurigen, zur schrecklichen Gewißheit, daß die schnelle Ueberraschung, der jähe

Sprung der entferntesten Hoffnung zur überzeugenden Gewißheit dem armen Grafen seinen Verstand geraubt, wenigstens verwirrt hatte. Als der strenge Richter ihm ohne Schonung das Todesurtheil verkündigte, als zum letzten Mahl die Sonne seinem Auge entschwand, als er, zwar gerettet vom sichern Tode, aber immer verbannt vom geliebten Weibe, vom liebenden Kinde, fortwandern mußte, da blieb sein Muth standhaft und unerschüttert, wie aber das unerbittliche Schicksal seiner zu spotten, ihn durch Truggestalten zu täuschen schien, da schwand Muth und Standhaftigkeit, da klagte er laut über die strenge Härte des Barmherzigen, der ihn gleich einem Tantalus strafen wolle, und war nicht zu bewegen, dasjenige für Wahrheit zu halten, was seine erhitzte Einbildungskraft nur für Täuschung, für Traum achtete.

Es ist ein Traum! Es ist schreckliches Blendwerk! rief er ohne Unterlaß aus. Die Liebkosungen der Gattinn, die schmeichelnde Bitte der Kinder, die ermahnende Stimme der Fürstinn waren nicht vermögend, die einmahl gefaßte Idee zu vernichten, er wäre entflohen, wenn ihn nicht auf den Wink der Fürstinn die Bedienten ergriffen, und mit Gewalt nach der Schäferey geführt hätten.

Anfangs hofften alle, daß Zeit und Gewohnheit seinen Irrwahn tilgen, ihn von der Gewißheit überzeugen würde, aber keine Zeit, keine Arzeney, keine Ueberzeugung war fähig, das stockende Rad der Einbildungskraft zu wenden. Es stand, und

in diesem das Bild des Traumes und Truges. Nur ein ähnliches, noch weit schrecklicheres Bild gesellte sich noch zu diesem. Er glaubte in der Folge, daß sein Weib, seine Kinder, selbst die wohlthätige Fürstinn gestorben wären, ihm nun als Geister erschienen. Dieser Gedanke vermehrte den Wunsch des Todes in seinem Herzen, er wünschte sehnlich mit den Geliebten vereinigt zu seyn, und nur die sorgfältigste Aufmerksamkeit seiner treuen Diener konnte es hindern, daß er nicht oft den Tod fand, den er so sehnlich suchte.

Man denke sich das Leiden der guten Gattinn, es ist keiner Beschreibung fähig! Sie liebte heiß, zärtlich und innig. Ihr schmachtendes Herz zog sie stets hin zum Gatten, der sie immer mit dem Ausrufe zurück schreckte: Holder Geist! Warum kommst du mich zu quälen? Verjage die Wächter, und du sollst sehen, wie schnell ich dir folge!

Die Zahl der Leiden des Menschen ist ungeheuer, ist eben so wenig zu zählen, wie der Sand am Meere, aber jedes gefühlvolle Herz wird beystimmen müssen, daß das Leiden der Gräfinn unter der unzählbaren Zahl das größte und stärkste war. Wer hier nicht die Gewißheit eines ewigen Lohns überzeugend fühlt, der verdient zu leiden wie sie, und ohne Aussicht, ohne Hoffnung eines Lohns verzweifelnd zu sterben.

Ich müßte das Herz meiner Leser nur mit größerer Trauer füllen, wenn ich fortfahren wollte, so umständlich zu erzählen, ich will mich daher so

kurz als möglich fassen: Da der Anblick der Gräfinn und ihrer Kinder dem wahnsinnigen Grafen nur Qual und Pein verursachte, so mußte man ihn im zweyten Wagen allein fahren lassen. Immer hoffte man damahls noch auf Besserung, versuchte stets neue Mittel zur Ueberzeugung, aber vergebens. Der Unglückliche ließ sich zwar willig nach seinem Schlosse führen, aber der Anblick desselben, das Willkommen seiner treuen Diener und Bauern machte keinen Eindruck auf ihn, er schien keinen zu kennen, aber wenn sich seine Gattinn, seine Kinder nahten, da bebte er stets erschrocken empor, und rief aus: Seht ihr, seht ihr den Geist! Er winkt mir, ich soll folgen!

Sehnsuchtsvoll sah die liebende Gattinn in der Folge jedem Arzte, den sie aus der Nähe und Ferne hohlen ließ, entgegen, wie aber viele derselben ihre Kunst fruchtlos an dem Patienten verschwendeten, und endlich alle einstimmig erklärten, daß keine Hülfe mehr möglich sey, da ward die Wunde ihres Herzens zum fressenden Krebse, unheilbare Abzehrung nagte an ihrem Körper, nach drey langsam durchschmachteten Jahren endete der Tod ihr nahmenloses Leiden. Als sie begraben wurde, führte man den unglücklichen Wahnsinnigen nach dem Rathe des Arztes zu ihrem Sarge. Er hoffte wahrscheinlich, daß dieser Anblick ihn erschüttern solle, aber der Endzweck ward nicht erreicht, er schien die Todte nicht mehr zu kennen, er blickte traurig nach dem Sarge, aber er war auch der Einzige unter den An-

wesenden, welcher der Verklärten keine Thräne weihte. Wie seine Kinder im schwarzen Trauerkleide sich nahten, da floh er unaufhaltsam fort, und versank wieder in seine gewöhnliche Schwermuth.

Er ward siebzig Jahre alt, er verließ sein Zimmer äußerst selten, und kannte in den letzten zehn Jahren seines Leidens seine Kinder nicht mehr. Man fand ihn an einem Morgen todt im Bette, ein Schlagfluß hatte sein Leben, sein Leiden geendet. Er ruht an der Seite seiner Gattinn, und wird jetzt dort — wo kein Zufall, kein Wahnsinn die Freude trübt — den Lohn seiner Leiden in Fülle genießen.

Hans K—, Bauer zu M—.

Als noch finsterer Aberglaube das —sche Land deckte, Aufklärung nur auf den Zinnen und Anhöhen schwankend umher wandelte, lebte in einem Dorfe desselben ein junger, aber reicher Bauer. Er lebte ruhig und zufrieden, weil ihm Gott ein Weib beschert hatte, das ihn innig liebte, alle Jahre ein gesundes Kind gebar, und die große Haushaltung emsig und klug führte. Er sah, und jeder seiner Nachbarn sah's mit ihm, wie sich jedes Jahr seine Einnahme durch den reichern Ertrag seiner Felder vermehrte, seine Ausgabe durch die kluge Wirthschaft seiner Frau verminderte.

Selbst, als in dem unglücklichen ein und zwey und siebzigsten Jahre unsers beynahe vollendeten Jahrhunderts allgemeiner Mißwachs die allgemeine Klage aller Landwirthe war, gaben ihm seine wohlgepflegten Felder doch eine mittelmäßige Ernte, er konnte sein Gesinde mit eigenem Brote speisen, und überdieß noch einen mäßigen Ueberfluß verkaufen. Wie im zweyten Hungerjahre die herrlich grünenden Aecker die reichste Ernte versprachen, lag wirklich noch ersparter Vorrath auf seinem Boden. Er

widerstand hartnäckig dem immer höher steigenden Anbothe der Aufkäufer, welche damahls alle Dörfer durchzogen, um die noch kleinen Vorräthe aufzukaufen, und nach den Städten zu führen, wo man aus Noth zahlte, was die heißhungrige Gewinnsucht forderte. Er hatte mit seinem Weibe beschlossen, all sein Getreide in den Gränzen des Dorfs an die armen Insassen und Tagelöhner um einen niedrigern Preis zu verkaufen, er erfüllte sein Gelübde, und beyde Eheleute hofften, daß dieß gute Werk der Allesbelohnende einst reichlich vergelten werde. Wie die Ernte sich schon nahte, und tausend Hungrige den Tag der Reife mit banger Sehnsucht erwarteten, hatte auch Hanns seinen ganzen Vorrath auf diese Art verkauft, nur noch zwey Scheffel Weitzen lagen auf seinem leeren Boden, welche die kluge Hausfrau nebst dem nöthigen Bedürfnisse noch zurück gelegt hatte, um in der Ernte die kraftlosen Lohnarbeiter mit guter und nahrhafter Mehlspeise stärken zu können.

Eben wollte Hanns aus dieser Absicht den Weitzen nach der Mühle führen, als ein bekannter Bäcker bey ihm einsprach. Ich laufe nun, sprach dieser, schon drey Tage lang nach einigen Scheffeln Weitzen umher, und kann keinen Metzen mehr auftreiben. Das Kloster zu L—, welches ich lange Jahre schon mit Semmeln versah, fordert mit Ungestüm die Erfüllung meines Contracts, ich habe dem Kloster mein ganzes Vermögen zu danken, ich sehe jetzt nicht auf Gewinn, nur auf Erfüllung

meines Wortes, und würde mir gern jeden Preis gefallen lassen, wenn ich nur einige Scheffel erkaufen könnte. Lieber Hanns, könnt ihr mir nicht helfen?

Hanns. Ich habe nur noch zwey Scheffel.

Bäcker. Genug indeß, weil ich in einigen Tagen Weitzen aus H— erwarte.

Die Frau. Aber diesen Weitzen können wir nicht verkaufen, denn er ist für unsere Schnitter bestimmt.

Bäcker. Ob diese weiße oder schwarze Klöße essen, ihnen gilt's gleich, wenn sie nur satt werden. Verkauft mir den Weitzen, ich zahle euch zwanzig Thaler für den Scheffel.

Die Frau. Es kann nicht seyn. Der arme Tagelöhner ißt auch gern etwas Gutes. Wie soll man Arbeit von ihm fordern, wenn man ihn nicht mit nahrhaften Speisen stärkt?

Bäcker. Ich zahle den Scheffel mit fünf und zwanzig Thalern. Kauft den Schnittern Fleisch dafür, das stärkt kräftiger und besser.

Die Frau. Das sind sie nicht gewohnt, das schadet mehr, als es nützt.

Bäcker. Laßt euch doch erbitten, ich gebe dreyßig Thaler! Denkt, daß es für Gott geweihte Menschen gehört, die euer in ihrem Gebethe gedenken werden.

Der Preis, welchen der Bäcker both, war außerordentlich, und die Vermuthung gewiß, daß er in einigen Wochen zwanzig Mahl so viel kaum so

theuer zahlen würde. Hanns sah bey dem letzten Antrage des Bäckers sein Weib fragend an, sie nickte mit dem Kopfe, und Hanns ging den Handel ein. Der Bäcker nahm den Weitzen, zahlte sechzig Thaler, und dankte dem Verkäufer noch oft, daß er ihn aus seiner Verlegenheit gerettet habe.

Um aber dem Kloster zu beweisen, wie viel er aufopfere, ihre Kundschaft auf weitere Jahre zu erhalten, ermangelte er nicht, dem Vorsteher desselben seinen Kauf zu erzählen, und zur mehrern Bekräftigung den Verkäufer zu nennen.

Hanns und sein Weib lebten von jeher sehr gottesfürchtig; beyde erfüllten, weil sie in echter und wahrer Religion nicht unterrichtet waren, mit seltener Strenge alles außerordentliche Ceremoniel derselben. Sie gingen jeden Sonn- und Feyertag nach dem nahen Kloster, um dort nicht allein das große, hohe Amt, (eine gesungene Messe) sondern auch die Predigt zu hören. Glühende Röthe verbreitete sich auf ihrem Angesichte, bleiche, angstvolle Todtenblässe folgte derselben, als am folgenden Sonntage der Prediger eben über den Wucher eiferte, der bey jetziger Theurung und Hungersnoth die Herzen der Reichen fülle, und zu Sünden verleite, welche der barmherzigste und langmüthigste Gott schrecklich strafen müsse.

Ein reicher Bauer, rief er aus, hat sich erst vorige Woche erfrecht, die höchst nöthigen Bedürfnisse unsers armen Klösterleins auf die gottloseste Art zu benutzen. Den Dienern Gottes, den Für-

bittern des Menschen hat er einen Scheffel Weitzen für dreyßig Thaler verkauft! Hat sich durch die Vorstellung, daß wir hungern, daß wir schmachten, nicht bewegen lassen, nur einen einzigen Pfennig weniger anzunehmen! Der gottlose Wucherer verdiente, daß ich seinen Nahmen hier öffentlich nennte, daß ich ihn mit dem Banne der Kirche belegte, daß ich ihn gleich einem Zöllner aus der Versammlung der Gläubigen verjagte; aber ich will Gott nachahmen, ich will barmherzig seyn, wie er, ich will vergeben und vergessen; nur ist es meine Pflicht, ihn zu warnen, daß er versöhne, daß er bereue, damit er einst nicht in den Höllenpfuhl geworfen werde, wo Heulen und Zähnklappern ihn erwartet, aus dem keine Erlösung zu hoffen ist.

Hätten Hannsens Nachbarn und Freunde nur irgend einen Verdacht des Wuchers gegen ihn in ihrem Herzen gehägt, wären sie nicht vielmehr vom Gegentheile überzeugt gewesen, sie würden seine That, die der Prediger so hart rügte, sogleich in seinem Gesichte gelesen, aus seinem Betragen vermuthet haben. Er wankte trostlos aus der Kirche, sein Weib folgte eben so. Zu Hause weinten und betheten sie den ganzen Tag, und beschlossen in der folgenden schlaflosen Nacht ihre schreckliche Sünde zu beichten, und die für den Weitzen erhaltenen sechzig Thaler zur Versöhnung dem Herrn zu opfern. Ihre Beichte ward am andern Tage im Kloster angehört, das Sühnopfer angenommen, und beyden Vergebung zugesichert, wenn sie in der Folge auch

durch neue Opfer beweisen würden, daß ihr Vorsatz, sich zu bessern, wahrer Ernst sey.

Noch immer ängstigte Furcht und Angst das Gewissen der Aermsten, als aber am folgenden Sonntage der eigennützige Prediger bewies, daß die Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thue, größer sey, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, und nun die Reue, das Sühnopfer des wucherischen Bauern öffentlich erzählte, ihn wieder aufnahm in den Bund der Gnade, in die Gemeinschaft der allein selig machenden Kirche, da wich Furcht und Angst, da glaubte der arme Hanns zuversichtlich, daß auch Gott vergeben und vergessen werde. Mit dieser Ueberzeugung ging er wieder wohlgemuthet an seine Arbeit, und die gute Hausfrau machte es sich zur unverbrüchlichen Regel, alle Erstlinge der Früchte und des Viehs im Kloster dem Herrn zu opfern.

Im folgenden Winter bekamen Hannsens Kinder die Blattern, zwey Knaben starben, die übrigen entgingen dem Tode nur mit Mühe. Eines seiner besten Pferde brach kurz nachher den Fuß, und einen fetten Mastochsen fand man am Morgen todt im Stalle. Der Tod der geliebten Kinder kränkte das Herz des Vaters, der Verlust des Viehes machte den sonst so glücklichen Wirth äußerst traurig. Er trug mit seinem Weibe häufigere Opfer nach dem Kloster, er bethete mit ihr emsiger und anhaltender in der Kirche desselben, und hoffte dadurch Gottes Zorn zu versöhnen, als aber im folgenden Sommer

ein starker Wolkenbruch seine grasreichen Wiesen überschwemmte, hoch mit Stein und Sand bedeckte, da glaubte er fest und ernstlich, daß die Fürbitte des beleidigten Klosters nicht wirken könne, daß er stärkere und kräftigere suchen, und Gottes Zorn durch strengere Buße versöhnen müsse, wenn er Haus und Hof erhalten wolle.

Sein Beichtvater, ein einfältiger, dummer Mönch, dessen Rath er heischte, bestärkte ihn in seinem falschen Glauben, und ertheilte ihm den heilsamen Rath, nach einem zwar entfernten, aber um so berühmtern Kloster zu wallfahrten, wo man Macht und Gewalt habe, die größten Verbrechen zu versöhnen, und den ruchlosesten Sünder so weiß zu waschen, daß auch die strenge Gerechtigkeit Gottes keinen Flecken an ihm entdecken könne. Es wird euch, fügte der fürs Beste seines Ordens sorgende Mönch hinzu, zwar einige Thaler kosten, aber dafür entgeht ihr auch stärkerm Verluste und größerer Gefahr.

Hanns, der nur Rettung, sey sie auch noch so kostbar, wünschte und suchte, gelobte sogleich die Wallfahrt. Ehe ich ihm aber dahin folge, muß ich zuvor erzählen, durch welche Hülfsmittel sich dieses Kloster den so großen Ruf erworben hatte, und wie die Mönche desselben handelten, um die Büßenden in dem schrecklichen Irrwahne zu bestärken, daß man durch ein oft wiederholtes Gebeth und durch Opfer, welche man darbrachte, Mord und Todschlag versöhnen, und die scheußlichsten Ver-

brechen der ausgearteten Menschheit ins Meer der Vergessenheit senken könne. Ich werde mich bey dieser Erzählung äußerst bestreben, den unbefangenen Geschichtschreiber nachzuahmen, der nur das erwiesene, historisch richtige Factum darstellt, es mit keiner Schminke besudelt, aber auch keine Schminke duldet. Groß sind oft die Thaten des Aberglaubens, aber auch eben so verheerend seine Wirkungen! Wollte Gott, ich könnte mit Gewißheit sagen: Sie warens! Wollte Gott, ich müßte nicht mit gesenktem Blicke gestehen: Sie sind's noch!

In den angenehmen, so laut Gottes Größe und Allmacht verkündigenden Thälern des T—Landes, liegt ein großes, sehr schönes Kloster. Es lehnt seine hohen und stolzen Mauern an einen Berg, dessen Gipfel ewiger Schnee, ewiges Eis deckt, es blickt dem müden Pilger einladend durchs enge Thal entgegen, es würde die Bewunderung eines jeden Wanderers erregen, wenn nicht eben seine Lage am deutlichsten bewiese, daß des Menschen größtes Werk die kleinste Kleinigkeit sey. Alle die weitläufigen Gebäude, alle die hohen, glänzenden Thürme schwinden in einen unmerkbaren Punct zusammen, wenn man sie mit der Allmachtsgröße des Schöpfers vergleicht, wenn man sie mit den ungeheuern Bergen mißt, die seine starke Hand hierher setzte. Der dumpfe, durchdringende Ton der Glocken, welche des Klosters Thürme zieren, fliegt dem horchenden Ohre unhörbar vorüber, wenn der Donner zwischen den Felsen

rollt,

rollt, oder die großen Eisklumpen ins wilde Thal hinab stürzen, daß die Erde bebt, und der Schall in den Klüften umher brüllt.

Vor fünf hundert Jahren baute hier ein Büßender seine einsame Zelle, und starb im Rufe der Heiligkeit. Im spätern Jahrhunderte gab dieß einigen wandernden Mönchen Gelegenheit, hier ein Klösterlein zu stiften, welches nach und nach die sterbenden Edeln des Landes reichlich begabten. Ehe die Hälfte eines neuen Jahrhunderts verfloß, wandelte diese Vergrabung das hölzerne Thürmlein in einen hohen Thurm um, dessen Quadersteine weit ins Thal hinab glänzten, die niedern Zellen der Mönche erweiterten sich in hohe, luftige Gemächer, die Raum genug hatten, ein Dutzend Zecher und lustige Trinker zu fassen. Schon damahls ging die Sage durchs Land, daß man sich in diesem Kloster von allen seinen Sünden reinigen, die schwerste Last von Herz und Gewissen wegbethen könne, weil der erste Stifter dieses Klosters, ein Erzgauner, ein verruchter Bösewicht, hier nicht allein Vergebung erflehte, sondern auch Kraft erhielt, Wunder zu wirken, Kranke zu heilen und Teufel auszutreiben.

Diese Sage, welche manchen am Rande des Lebens schaudernden Sünder zur neuen Vergabung reitzte, war ganz gewiß die Ursache, daß die immer sich mehrenden, immer üppiger lebenden Mönche sich nach und nach in den Augen der unwissenden Laien zu Heiligen erhoben, die jedes Andenken der

ruchlosesten Missethat tilgen, jedes Verbrechen versöhnen könnten. Lange herrschte dieser blinde Glaube im Lande, und nährte die Mönche reichlich, als aber andere Klöster erbaut wurden, und sich des nähmlichen Vorzugs rühmten, da suchte der Reuende nicht mehr in der Ferne, was er in der Nähe fand, und die Einnahme des sonst so berühmten Klosters verringerte sich um ein Großes.

Damahls theilten sich brüderlich, in den so genannten Speculations-Handel, Mönche und Juden. Beyde betrogen wacker, nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere seinem treuherzigen Käufer immer nur künftiges Gut verkaufte, da der Letztere doch immer, wenn er auch noch so viel gewann, etwas Reelles liefern mußte. Hoch geehrt wurde in jedem Kloster derjenige Mönch, welcher den Mechanismus dieses einträglichen Handels vollkommen verstand, und sich in der letzten Lebensstunde, wo man so gern für allen irdischen Tand jenseitige Gewißheit kaufen möchte, als ein geistlicher Wucherer bewies. Diese Mäkler konnten dann sicher auf Ehrenstellen rechnen, aus ihnen ward immer der geschickteste zum Abte erwählt.

Eben wie man aus Mangel des geistlichen Wechsel-Negozes im Kloster zu T— täglich eine Speise weniger auf die Tafel setzen mußte, nur vier, statt sechs Becher Wein leeren konnte, starb der alte, unthätige Abt, und einer der geschicktesten Mäkler behauptete seinen Platz. Er untersuchte mit Forscherblick den Verfall der klösterlichen Einkünfte, er

blickte durchs lange Thal hinab, ins tiefe Deutschland hinein, und überzeugte sich deutlich, daß im fetten Boden des Aberglaubens die Klöster wie Pilze empor gewachsen, in jedem derselben Wechselbanken errichtet waren, die von der päpstlichen Kammer gegen äußerst billige Procente privilegirt wurden, unter eigener Firma Anweisungen auf den unerschöpflichen Gnadenfond des ewigen Jenseits auszustellen. Er sann nach, wie er allen diesen Nebenbuhlern den Rang abgewinnen, wie er den idealischen Gewinn des Käufers versinnlichen, anschauend darstellen, und dadurch die Kauflustigen aus der Nähe und Ferne herbey locken könne.

Und siehe da, sein Wunsch gelang vollkommen, sein Project übertraf selbst die kühne Erwartung eines jeden Mönches. Er baute, um seinen Endzweck zu erreichen, in der Kirche des Klosters ein neues Hochaltar*), hinter dem Tabernakel desselben ließ er eine große, viereckige Oeffnung wölben, in welche er nichts mehr und nichts weniger, als eine simple Laterna magica stellte, deren Bilder man nach Gefallen, ohne von dem Pöbel gesehen zu werden, in dem Innern des Altars verwechseln konnte. Ein Bild, welches den offnen Höllen-

*) So wird in jeder katholischen Kirche dasjenige Altar genannt, welches in der Mitte des Hintergrundes der Kirche steht, und in dessen Tabernakel die geweihten Hostien (das Hochwürdigste) aufbewahrt werden.

rachen mit allen seinen Attributen à la Kochem vorstellte, ein anderes, welches den Heiland der Menschen, wie er eben blutend am Kreutze verschied, und ein drittes, welches die Seligkeiten des Himmels nach irdischen Ideen sehr reitzend abbildete, waren die drey wesentlichsten Vorstellungen, mit welchen er diese Laterna magica auszierte.

Wenn nun in der Folge ein Sünder im Beichtstuhle erschien, so war sein Beichtvater schon unterrichtet. Ist deine Reue, sprach er dann zum Beichtenden, echt und rein, so ist mir Gewalt gegeben, dich der Sünde und Strafe zu entbinden. Doch vorher will ich dir Gelegenheit gönnen, dich von deinem jetzigen Zustande zu überzeugen. Geh hinter den hohen Altar, steige fünf Stufen in die Höhe, blicke ins Allerheiligste, und bringe mir Nachricht: Was du sahst! — — Zitternd und bebend kehrte dann immer der Sünder zurück, denn es war schon fest gesetzt, daß er zum ersten Mahle den offenen Höllenrach'en sehen mußte, in welchen eben einige feuersprühende Teufel eine arme Seele einführten. Ja, ja! verloren, verdammt bist du, entgegnete dann immer der Beichtvater dem zagenden Büßer, mußt stracks zur Hölle wandern, wenn du nicht echte Buße thust, nicht eifrige Fürbitter wählst! — —

Welcher Nothleidende und Hülfsbedürftige hascht nicht gerne nach den Letztern, er heischte sie stets dringend, und da man sich hienieden nicht gern vergebens bemüht, so ward alle Mahl der Vermögens-

stand des Bußfertigen sorgfältig geprüft, und dann das Opfer festgesetzt, welches er dem Kloster verbringen mußte, wenn es dagegen sein eifriger Fürbitter werden sollte. Der Büßende ward, wenn er dieß erlegte, auf drey, sechs, auch zehn und zwanzig Tage zur Geduld verwiesen, mußte diese Zeit hindurch fleißig in der Herberge des Klosters zehren, emsig in der Kirche desselben bethen, und genoß dabey die süße Hoffnung, daß alle Gebethe, alle Messen, welche unter dieser Zeit von den Mönchen gesprochen und gelesen worden, zu seiner Versöhnung kräftiglich wirken würden.

War nun die Prüfungszeit vollendet, so erschien der Sünder wieder im Beichtstuhle, und ward sogleich zum zweyten Blicke ins Allerheilige verwiesen. Er sah dann gemeiniglich den sterbenden Heiland am Kreutze. Frohlockend rief alsdann der Mönch dem zurück gekehrten Erzähler zu: Glücklicher Sterblicher, dein Heiland will dein Vermittler werden, will mit seinem kostbaren Blute deine Sünden abwaschen, will dich mit dem strengen, väterlichen Richter versöhnen. Halte an im Gebethe, opfere noch mehr, und du wirst gereinigt von deinen Missethaten von hinnen ziehen!

Der Sünder befolgte den Auftrag pünctlich, kehrte zur bestimmten Zeit zurück, sah zum letzten Mahle ins Allerheiligste, und sah dann gemeiniglich den offenen Himmel, zu welchem eine weiße Taube empor flog, die viele Engel mit offenen Armen erwarteten. Die weiße Taube, sprach nun der Beicht-

vater, ist deine von allen Sünden und Verbrechen gereinigte Seele, so wird sie schnurstracks gegen Himmel fahren, wenn du jetzt stirbst, oder in der Folge nicht mehr sündigst! Gehe in Frieden, deine Sünden sind vergeben und versöhnt. Du bist nun ein sicherer und künftiger Bewohner des Himmels.

Man setze sich nun in die Lage des armen Sünders, man denke sich nun den festen Glauben desselben, und fühle Freude und Wonne mit ihm! Kein Gewissensbiß nagt mehr an seinem Herzen, keine Last ängstigt und quält es mehr, er hat sich mit eigenen Augen überzeugt, daß er gereinigt sey von allen seinen Sünden, daß er im Himmel mit offenen Armen erwartet werde. Ganz natürlich war's nun, daß er aus Dankbarkeit der Verkündiger der großen Wunder wurde, welche die Mönche zu T— täglich übten, daß er jeden, den sein Gewissen ängstigte, zur vollkommenen Versöhnung dahin verwies.

Ehe zwey Jahre verflossen, sprach schon halb Deutschland von der wunderthätigen Macht des Klosters, ehe das dritte endigte, wallfahrteten schon alle, die mit schweren Sünden beladen waren, dahin, um gereinigt und versöhnt zurück kehren zu können. Ueberfluß und Genuß aller Delicatessen herrschte bald in diesem Kloster, und da der Abt klug genug war, die Brotsamen, welche vom Tische seiner schwelgenden Mönche herab fielen, unter die nahen und entfernten Klöster seines Ordens brüderlich zu vertheilen, so wurden diese aus Dankbarkeit die

Lobredner des unerschöpflichen Gnadenquells, welcher im Kloster zu T— zum Troste und zur Erquickung der bußfertigen Sünder entsprungen sey, und stets reichlich hervor ströme. Das elende Kunst- und Trugstück des Abts ward mit dem Teiche Bethsaida verglichen, und jenem der Vorzug noch über den letzten eingeräumt, weil man dort nicht Jahre, nur Tage lang harren mußte, um getheilt und gesund heim zu gehen.

Da die Erfindung des Abts so herrliche Früchte brachte, so ward sie in der Folge weit stärker vermehrt und verfeinert. Man stellte in diese Laterna magica noch viele andere Bilder, welche, je nachdem der Spähende reich oder arm war, die Versöhnung verzögerten oder beförderten. Oft, wenn er vor dem offenen Höllenrachen zurück bebte, und wieder hinzu trat, sah er erst die Qualen des Fegfeuers, und wenn er sich durch neue Opfer aus diesem errettet hatte, fand er einen bethenden Heiligen, der für ihn mit erhabenen Armen zum Himmel flehte. Neue Opfer brachten ihn dann endlich dem Himmel näher.

Um Ordnung unter der Menge der Beichtenden zu erhalten, ward in der Folge der so wunderthätige Kasten versperrt, und der Sünder, welchem ein Blick darein vergönnt wurde, erhielt erst aus der Hand seines Beichtvaters den Schlüssel dazu. Aufmerksame Beobachter wollen wahrgenommen haben, daß ein geheimer Glockenzug dann im-

mer den Director der Maschine unterrichtete: Welches Bild er dem Kommenden darstellen sollte.

Wahr und gewiß ist es übrigens, daß sich diese Täuschung bis in unser Jahrhundert erhielt, daß sie noch vor einigen Jahren, ohne Hinderniß, ohne Entdeckung zu befürchten, fortwirkte!!! Der denkende Reisende erstaunt mit vollem Rechte, wenn er dieß Kinderspiel beherzigt, seine große, oft auch schreckliche Wirkung überdenkt. Die Pracht der Kirche ist groß, die Schatzkammer derselben, der Werth der goldnen und silbernen Opfer übersteigt alle Erwartung. Pilger aller Nationen versammeln sich dort, und finden in den häufigen Beichtstühlen ihrer Sprache kundige Mönche, die noch immer ungescheut das Spiel des finstersten Aberglaubens forttreiben. Es ist unglaublich, aber es ist noch weit unglaublicher, daß es wahr ist!

Zu diesem Kloster wallfahrtete nun der arme, geängstigte Hanns. Um früher Vergebung seiner Sünde zu erlangen, um größere Strafe von seinem Hause und Hofe abzuwenden, sattelte er sein bestes Pferd, und trabte anhaltend fort. Leicht und wohl ward's ihm um's Herz, als er von Ferne die Zinnen des Klosters erblickte, zagend und hoffend, fürchtend und zweifelnd wankte er zum Hochaltar, als sein Beichtvater ihm den Schlüssel reichte. Er öffnete zitternd die Thür, blickte hinein, sah den offnen Höllenrachen, und die feuersprühenden Teufel, welche seine Seele ohne Barmherzigkeit in den Feuerpfuhl versenkten. Dieser schreckliche, unerwar-

tete Anblick raubte dem Unglücklichen auf der Stelle seinen Verstand, er war mit der festen Ueberzeugung hierher gereist, daß er nur hier Vergebung seiner schweren Sünde erlangen könne, er hatte mit vollem Rechte Trost, wenigstens Hoffnung erwartet. Der schreckliche Anblick raubte ihm beydes. Du bist ewig verdammt! schallte es in sein Ohr und drang durch alle Nerven. Ich bin ewig verdammt! lallte sein Mund, er eilte aus der Kirche, und wie sein Beichvater nach ihm fragte, war er schon aus der Gegend verschwunden.

Erst nach sechs langen Wochen kehrte er zur harrenden Gattinn heim. Sein armes Pferd, das matt unter ihm wankte, auf zwey Füßen hinkte, und äußerst mager war, erkannte wahrscheinlich die nahe Heimath, durch weiche der arme Wahnsinnige eben ziehen wollte, trug ihn zum Stalle, in welchem es bessere Pflege kannte. Hier fand es am Abende der Knecht, und seinen Herrn auf diesem, er mußte sich bemühen, ihn für diesen zu achten, weil die wilden, starren Blicke den Unglücklichen äußerst verstellten. Sein Geschrey: Der Hauswirth ist heimgekehrt! erregte Anfangs Freude im ganzen Hause, alle eilten ihm mit offenen Armen entgegen, aber alle schauderten zurück, als er sie mit fürchterlichen Blicken angrinzte, als er ihnen zurief: Ich bin verdammt, und ihr alle seyd verdammt!

Nur mit Gewalt konnte man ihn nach der Stube schleppen, man mußte an seinem Lager wachen, weil er immer entfliehen wollte. Schon am

dritten Tage rasete er fürchterlich, und die trauernde Gattinn konnte es nicht hindern, als man ihn mit Ketten fesselte, weil sie für das Leben ihrer Kinder zagte, die er einige Mahl erwürgen wollte, um den hungrigen Teufel damit zu füttern, welcher, seiner Einbildung nach, stets mit offenen Krallen vor ihm stand. Das Bild der Hölle stand fest vor seiner Seele, sein Weib und seine Kinder konnten es nicht wegbethen, kein Arzt die Qualen lindern, welche der immer dauernde Anblick ihm verursachte. Ich bin verdammt! Dieß waren die einzigen Worte, welche er stets und endlich so schrecklich, so fürchterlich aussprach, daß niemand sich ihm mehr nahen, keiner ihn pflegen wollte.

Vergebens versuchten es die Mönche, die Wunde zu heilen, welche sie selbst geschlagen hatten. Wenn sich einer aus ihnen dem Unglücklichen nahte, so rasete er schrecklich, und klammerte sich fest an sein Lager an, weil er wahrscheinlich den Mönch für den Teufel nahm, und wähnte, daß er ihn zur Hölle schleppen wolle. Dieß gab in der Folge Gelegenheit, den armen Wahnsinnigen für einen Besessenen zu achten, den kein Priester retten und erlösen könne, weil er sich durch sträflichen Wucher zu schwer an ihnen versündigt habe. So fand der Aberglaube selbst in seiner schrecklichen Wirkung neue Nahrung, und errichtete sich einen Thron auf dem Rücken des Elenden, den er vorher zu Boden getreten hatte.

Die Anverwandten des Unglücklichen erfuhren

nie die eigentliche Ursache seines Wahnsinnes, sie wähnten nur, daß sein Verbrechen ihm schon früher den Verstand verwirrt habe, ehe er seine Wallfahrt vollendete, und den Gnadenort erreichte. Die Mönche bestärkten sie in dieser Meinung, und nahmen ohne Scheu die häufigen Opfer an, welche ihnen die arme Gattinn darbrachte, um das Leiden ihres Mannes zu mildern.

Er starb erst nach funfzehn Jahren, er duldete hienieden noch schrecklichere Pein, er starb in einem heftigen Anfalle von Raserey, und ging in eine bessere Welt hinüber, wo kein Mönchstrug das hellsehende Auge blendet, wo er den gerechten, aber auch barmherzigsten Richter fand, den habsüchtige Priester oft als den größten Tyrannen schildern.

O die Wirkungen des Aberglaubens und seines täuschenden Trugs sind schrecklicher, sind verheerender als der Philosoph glaubt, und der Menschenfreund wähnt. Wollte ich nur die Biographien der Unglücklichen liefern, welche in der Hand eines harten Beichtvaters, eines fanatischen Predigers ihren Verstand verloren, mein Werk würde zu einer Größe anwachsen, die selbst der weite Arm der sanften Duldung nicht umfassen könnte. Ich verehre die Religion mit innigster Ehrfurcht, ich verehre die würdigen Diener derselben, aber ich hasse den Hirten, welcher seine Herde mit Fantomen und Gespenstern schreckt, und sie hindert, die Weide zu genießen, welche Gott zu ihrem Genusse erschaffen hat.

Wenn man zur Zinne der Wahrheit empor

klimmt, und hinab blickt in's Thal, in die Werk-
stätte des Aberglaubens, so muß man über seine
Thaten erstaunen. Hier baut er schwankende Brücken
über die fürchterlichsten Abgründe, dort stellt er war-
nende Zeichen am Gräbchen aus, das der sechsjäh-
rige Knabe ohne Gefahr überschreiten kann. Er
läßt seine Diener am schroffen Felsen umher klettern,
und spottet des Klugen, der auf der breiten, ge-
bahnten Heerstraße wandelt. Er entreißt der wei-
nenden Witwe den schirmenden Schild, und deckt
damit den Mörder ihres Gatten. Er reicht der
frohen Buhldirne seine Hand, und stößt die tugend-
hafte Jungfrau vom Pfade hinab, auf welchem
er jene leiten will. Er wirft Feuer in die fried-
liche Hütte des Weisen, und baut der Dummheit
vergoldete Palläste. Er stiehlt dem hungrigen Ar-
men sein Brot, und mästet damit die Hunde der
Reichen. Er handelt mit Fetzen und Lumpen, und
läßt sich solche gleich Diamanten bezahlen. Er mißt
die ewige Seligkeit mit der Ehle, und verkauft die
Länge eines Jahrtausends für einen Pfennig! Er
beweist mit unumstößlichen Gründen, daß der Geitz-
hals, Trunkenbold, Wollüstling und Mörder nicht
in das Reich Gottes eingehen könne, und gibt je-
dem aus diesen einen Freybrief, damit er auf einem
Seitenwege hinein schleichen könne. Er verflucht
den Judas Ischariot, der seinen Meister um drey-
ßig Silberlinge verrieth, und biethet im folgenden
Augenblicke um einen derselben dem Unwürdigsten
der Menschen das Verdienst des göttlichen Heilan-

des zum Kaufe an. Er wuchert mit Himmel und Hölle, und schachert gleich einem Juden mit dem Fegfeuer.

Das steinerne Brautbett; oder Hugo und Kleta.

(Fortsetzung.)

Hugo's ehemahliger Pflegevater, der edle von Immenthal, hatte ihn lange Zeit als seinen eigenen Sohn erzogen, wie er aber alt und siech wurde, da entdeckte er ihm, daß er nicht sein Kind, sondern der Sohn des unglücklichen Otto von Farwangen sey, den er einst als Freund liebte, und der ihm solchen, wie er noch nicht lallen konnte, bey Nachtzeit überbracht, und als das einzige Pfand einer höchst unglücklichen, aber nahmlosen Liebe anvertraut habe. Ich weiß nicht, sprach der Greis damahls zu Hugo, ob dein Vater noch hienieden wallt, damit du ihn aber, wenn dich Gott in seine Arme führen sollte, sicher und gewiß erkennst, so verwahre dieses Stück eines zerbrochenen Ringes mit möglichster Sorgfalt. Derjenige, welcher dir die andere Hälfte zeigt, ist dein Vater, ehre ihn

als diesen, denn er ist höchst unglücklich, leidet aber auch höchst unschuldig. Sage ihm, daß ich alles gethan habe, um Freundespflicht an dir zu erfüllen. Sein Nahme ist ausgelöscht unter den Nahmen der Edeln des Landes, ich habe es durch dringende Bitte beym Kaiser erhalten, daß du den Meinigen führen darfst. Wollte Gott, ich könnte dir auch meine Veste zum Erbtheile hinterlassen, aber, ehe ich diese zweyte Bitte an den Kaiser wagte, war mit dieser schon ein verdienter Krieger belehnt worden, ich kann dir nichts als mein Schwert hinterlassen, welches dir, wenn du es gut führst, erst eine ähnliche Belohnung erwerben muß.

Hugo erinnerte sich jetzt dieser Worte. Er trug die Hälfte des goldnen Ringes stets auf seiner Brust, er war stolz auf seinen unglücklichen Vater, dem der jetzt regierende Kaiser schon längst zu verzeihen geneigt war; er wünschte oft sehnlich, ihn zu sehen und zu umarmen, aber er wähnte nicht, daß die Erfüllung dieses Wunsches ihn höchst unglücklich machen würde. Jetzt nahte er sich, mit dem Ringe in der Hand, zitternd dem Mönche.

Ha, ich verstehe, sprach dieser, du willst prüfen: Ob ich dein Vater bin? Da nimm (indem er ihm die andere Hälfte reichte) und sieh zu, ob sie nicht eins ausmachen. Hugo fügte die Stücke zitternd zusammen, und sank überzeugend zu des Mönchs Füßen nieder. Wenn du mir auch den Todesbecher reichst, so soll diese Grausamkeit mich doch nicht hindern, dich als Vater zu grüssen und

zu ehren. Der Mönch sank gerührt an seine Brust hinab, sie fühlten noch lange, ehe Hugo es wagte, den wiedergefundenen Vater zu fragen: Ob sein geliebtes Weib wirklich seine Schwester sey? Ob Trennung von ihr ihn wirklich gränzenlos elend machen müsse?

Mönch. Wollte Gott, ich könnte dich trösten! Wollte Gott, ich hätte deine unglückliche Heirath nie erfahren. Der Unwissende kann nicht sündigen, ihm wird daher sichere Verzeihung, aber jetzt — — jetzt muß ich reden, ich kann, ich darf meine Sündenschalen nicht noch mehr belasten, sie ist ohnehin tief gesunken. Nur Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit des Ewigen läßt mich hoffen, daß meine Reue sie heben wird. Um dich zu überzeugen, muß ich dir meine ganze Lebensgeschichte erzählen. Verachte mich nicht, wenn dein Vater dir offen gesteht, daß er einst ein ruchloser Bösewicht war.

Ich diente, als ich vier und zwanzig Jahr alt war, an Kaiser Albrechts Hofe, Rudolph von Palm war mein vertrautester Freund, er verbündete sich mit Herzog Johann gegen das Leben des Kaisers, und führte in seiner Gesellschaft das Bubenstück aus. Ich hatte keinen Theil an der That, ich muthmaßte sie nur aus seinen zweydeutigen Reden, und war zu sehr Freund, um ihn durch Verrath unglücklich zu machen. Ich blieb, als die Thäter flohen. Wie aber Albrechts Kinder das Rachschwert ergriffen, jeden, der mit den Thätern ehemahls Gemeinschaft pflog, vor ihr Gericht führten, und

oft allzu streng richteten, da trieb auch mich Angst und Furcht in die Flucht.

Ich ward dadurch verdächtig, überall gesucht und verfolgt. Ich floh bis an Böhmens Gränzen, irrte in seinen Wäldern umher, und machte endlich mit einer Räuberhorde Bekanntschaft, welche in den Höhlen des Forstes ungestört wohnte, und mich in ihrem Bund aufzunehmen versprach. Ich sah nirgends Sicherheit, nirgends Hoffnung für mich, und ergriff diese einzige, um mein Leben zu fristen, nicht Hunger zu sterben. Ich bekenne es dir offen, daß ich in ihrer Gesellschaft raubte, und mir bald durch meine Tapferkeit Ansehen und Hochachtung erwarb.

Um ihren mächtigen Bund vor Entdeckung und möglichem Verrath zu sichern, hatten sie manche grausame Gesetze unter sich errichtet. Eines der grausamsten war, daß zwar jedes Glied berechtigt war, sich unter den Töchtern des Landes eine Dirne zu rauben, und sie als sein Weib heim zu führen, aber er mußte vorher schwören, daß er es nicht hindern wolle, wenn man der Unglücklichen die Zunge abschneide, damit sie bey möglicher Flucht oder Entdeckung nichts verrathen könne. Ich schauderte, als ich sehr viele solcher unglücklichen Geschöpfe in den Höhlen umher wandeln sah, ich staunte aber noch mehr, als ich mich überzeugte, daß viele dieser sprachlosen Dirnen ihren Gatten offen und innig liebten, ihre Kinder sorgfältig, und als treue Mütter pflegten.

Nach einem Jahre starb der Anführer der Horde, welche jetzt über drey hundert Glieder stark war. Alle erkannten mich als den Tapfersten, und wählten mich zu ihrem Hauptmanne; ich mußte schwören, daß ich ihren Bund aufrecht erhalten, und jedes Gesetz mit Strenge schützen wollte. Wie ich einst mit einigen meiner Untergebenen von einem glücklichen Raube zurück nach unserem Forste kehrte, begegnete mir die schöne Edeldrud, sie hatte wahrscheinlich in einer nahen Capelle gebethet, ihr Schleyer wallte frey umher, sie deckte erst ihr Angesicht damit, als wir uns ganz nahten. Ihr Engelgesicht, ihre reitzende Gestalt weckte Liebe in mir, mein Herz flog ihr entgegen, und folgte unwillkührlich, als sie nach der väterlichen Veste zog. Ich wälzte mich schlaflos auf meinem Lager umher, ich sah nur ihre Gestalt, innige Liebe zu ihr wallt durch mein heißes Blut, durchdrang jede meiner Nerven, und machte sie kraftlos, ich glich einem Träumenden, einem Kinde, das empor strebt und wieder zurück sinkt.

Die Räuber achteten mich für krank, und gönnten mir Ruhe, ich nützte sie, und verbarg mich täglich nahe bey der Capelle, um die holde Dirne noch ein Mahl zu sehen. Sie kam oft dahin, und meine Liebe mehrte sich immer, sie heischte stürmisch Trost und Rettung, ich wallte verzweiflungsvoll umher, und würde unterlegen seyn, wenn einige Räuber nicht meinen Zustand geahndet, mir Aus-

sichten geöffnet hätten, die ich vorher nie zu denken wagte.

Sie riethen mir einstimmig, daß ich die Dirne entführen, und zu meinem Weibe machen soll. Ich ergriff diesen Rath mit ungestümer Freude, aber ich schauderte zurück, als ich überlegte, daß ich sie hülflos unglücklich machen würde, wenn man das grausame Gesetz an ihr üben, ihr die Zunge abschneiden werde, die jetzt immer so andächtig bethete. Laßt mich sterben, sprach ich zu den Räubern, ich liebe nicht gleich euch, ich kann den Gegenstand meiner innigsten Liebe nicht verunstaltet sehen. Die Räuber schienen mein Leid zu fühlen, sie sahen nebenbey ein, daß ich unthätig verschmachten würde, sie traten an mein Lager, und versprachen mir, des Gesetzes Vollstreckung nicht zu fordern, aus echter Neigung zu ihrem Hauptmanne eine Ausnahme zu machen, und meines künftigen Weibes Zunge nicht zu berühren. Dieses Gelübde machte mich wieder froh und thätig, ich zog bald hernach mit den Tapfersten meiner Gefährten auf Spähe, lauerte drey Tage lang bey der Capelle, und raubte die Inniggeliebte glücklich am Abende des dritten Tages.

Wir trugen sie ohnmächtig in unsere Höhlen; als sie erwachte, kämpfte Verzweiflung mit ihr, sie haßte und verachtete mich als den Urheber ihres Unglücks, und fluchte mir, wenn ich flehend Liebe von ihr heischte. Ihre Gegenwart mehrte diese bis zur Wuth, die ruchlosen Räuber weckten

sie noch mehr durch Spott und Hohn, sie lachten über den so tapfern Hauptmann, der ein schwaches Weib nicht zwingen könne. Verachte, verabscheue deinen Vater nicht, wenn er dir offen gesteht, daß die Macht der heftigsten Leidenschaft endlich siegte, daß er mit Gewalt raubte, was man seiner Bitte nicht gewährte. Glücklicher Erfolg krönte dieß schändliche Unternehmen; die kühne, oft rasende Dirne ward bald ein duldendes, schmachtendes Weib, sie schien ihr Unglück tief zu fühlen, aber sie rächte es nicht durch Schimpfworte, nur durch Thränen. Schon im ersten Jahre gebar sie mir einen Sohn. Dieser warst du! O ich hob dich dankend und frohlockend in die Höhe, als ich dich zum ersten Mahle in ihren Armen erblickte, sie schien meine Liebe zu fühlen, und lohnte sie zum ersten Mahle mit einem freywilligen Kusse.

Als du erst ein halbes Jahr alt warst, ward uns Nachricht, daß der Böhmische König Johann seine Braut Elisabeth als Weib nach Prag geführt habe, und dieser in einigen Tagen der kostbare Schatz folgen würde, welchen sie von ihrem Vater Wenzel ererbt, und bisher auf einer Veste bewahrt hatte, die nur eine Tagereise weit von unseren Höhlen entfernt lag. Meine Gefährten hatten ausgekundschaftet, daß nur zwey hundert Lanzenknechte ihn geleiten würden, und achteten den Raub derselben für leicht und möglich.

Ich stellte ihnen vergebens vor, daß der kriegerische König diesen Raub — wenn er auch gelinge

— durch die strengste Spähe und stärkste Rache ahnden würde, aber die Verblendeten behaupteten, daß dieser Schatz hinreiche, jeden der Verbündeten auf Lebenszeit glücklich zu machen. Wir weilen, sprachen sie, nur so lange in unseren Höhlen, bis wir ihn getheilt haben, vernichten dann unseren Bund, und zerstreuen uns in der weiten Welt, um die Früchte unserer Tapferkeit ruhig und ohne Gefahr zu genießen. Dir soll vierfacher Theil werden, du wirst dann leicht auch einen Winkel der Erde finden, wo du ihn mit deinem geliebten Weibe eben so ruhig genießen kannst.

Dieß Versprechen reitzte mich, ich hatte erfahren, daß der neuerwählte Kaiser Heinrich von Luxemburg die allzu strenge Rache der albrechtischen Familie tadle und zu hindern suche. Ich hoffte unter erborgtem Nahmen wieder in der Welt mit dem noch immer innig geliebten Weibe leben zu dürfen, und zog mit allen Räubern aus, um mein Glück zu fördern. Der Kampf war leicht, der Raub glücklich, die sichern Lanzenknechte wurden in einem Thale überfallen, und meistens getödtet. Wie wir aber die große Menge der Saumrosse seitwärts leiten wollten, zog ein Bairischer junger Herzog, ein Sohn des jetzigen Kaisers Ludwig, mit sechs hundert Reitern die Straße herauf, um in Prag das Hochzeitsfest des Königs feyern zu helfen. Einige der entflohenen Lanzenknechte hatten ihn vom Raube benachrichtigt, und um Hülfe gebethen. Er stürmte mit Uebermacht auf uns ein, wir mußten fliehen,

und die Beute den Siegern überlassen. Viele der Räuber blieben verwundet auf dem Schlachtfelde liegen, aus diesen hatte er wahrscheinlich das Bekenntniß unseres Aufenthaltes erzwungen; denn, wie ich am andern Tage mit weniger als zwey hundert den Eingang des Forstes erreichte, sah ich ihn mit seiner ganzen Macht gegen uns anziehen. Ich gedachte meiner Edeldrud und ihres Kindes, und sandte sogleich dreyßig Reiter ab, damit sie aufs eiligste Weiber, Kinder, und die in den Höhlen verborgenen Schätze retten möchten. Ich beschied sie nach einem andern, uns wohlbekannten Forste, und versprach gegen die Sieger wenigstens so lange zu kämpfen, bis ich alles gerettet, und in Sicherheit zu seyn achten würde.

Der Herzog näherte sich wirklich, er hatte neuen Widerstand nicht vermuthet, seine Reiter wichen Anfangs zurück, wie wir uns, beschützt von den Bäumen, tapfer gegen sie wehrten. Bald faßten sie aber neuen Muth, und kämpften mit Vortheil, ich mußte weichen, aber ich leitete sie abseits, und erneuerte immer den Kampf, um meinen Abgesandten Zeit zur Rettung zu gönnen. Wie ich alles in Sicherheit glaubte, und die Zahl meiner Kämpfer sich immer minderte, sammelte ich sie schnell, und entschwand bald mit ihnen dem Auge des Siegers. Wir jagten rastlos nach dem bestimmten Forste, und harrten unter seinen Felsen der geretteten Weiber, Kinder und Schätze.

Erst am andern Tage meldeten die Späher auf

den Felsenspitzen, daß die Geretteten eben im Thale herauf zögen, ich eilte ihnen entgegen, suchte meine Edeldrud unter ihnen, und fand sie nicht. Wie ich angstvoll nach ihr fragte, überreichte mir ein Weib meinen Sohn, dich, geliebter Hugo. Ich schloß dich dankend in meine Arme, und forschte auf's neue nach Edeldrud. Ein Räuber trat zu mir. Hauptmann, sprach er, ich rufe alle Gegenwärtige zu Zeugen auf, daß ich alles anwandte, um deine Geliebte gleich diesen zu retten, aber sie achtete weder Ernst noch Bitte, sie wollte nicht weichen aus ihrer Höhle, und widersetzte sich jeder Gewalt. Die Zeit war dringend, die Horchenden hörten schon von ferne Huftritte. Du wirst's nicht ahnden und rächen, wenn ich an unsere Sicherheit dachte, die Widerstrebende zurück ließ, ihr aber, nach dem einstimmigen Rath aller, die Zunge abschnitt, damit sie nicht deine, nicht unsere Verrätherinn werden könne.

Ich will's nicht wagen, dir meinen Zustand zu schildern, er war unnennbar, wie mein Schmerz. Ich durchbohrte die Brust des ruchlosen Thäters, ich rasete, und man war gezwungen, mich zu binden, um neue Mordthat zu verhüthen. Erst am dritten Tage konnte ich wieder fühlen und denken, ich war matt und kraftlos, bath und flehte, daß man mir erlauben möge, bey den verlassenen Höhlen zu kundschaften, und wenigstens meine arme Edeldrud zu retten, wenn Rettung noch möglich sey.

Viele der Räuber liebten und ehrten mich, sie fühlten Mitleid mit meinem Zustande, und beglei-

teten mich nach den Höhlen. Mein Jammer, dessen Größe in's Unendliche reichte, fand dennoch Stoff zur Vermehrung. Die Sieger hatten unsere so verborgenen Höhlen wirklich gefunden, sie im Zorne und Ingrimm mit Holz und Reisern dicht angefüllt, und Feuer darein geworfen. Noch glimmten Kohlen darin, und die schreckliche Hitze verwehrte uns den Eingang. Ich konnte nichts anders vermuthen, als daß die so schwer verwundete, von niemanden gepflegte Edeldrud, als sie hülflos auf ihrem Lager schmachtete, ein Raub der Flamme geworden sey. Ich rasete von neuem, und hätten es meine Gefährten nicht gehindert, ich würde mich in die glühenden Höhlen gestürzt, und dort geendet haben.

Mein Gram, der rastlos an meinem Herzen nagte, machte mich unfähig, der Räuber Hauptmann zu bleiben, sie hatten sich neue Höhlen gewählt, und nisteten wieder, wie ehe, unter den Felsen. Als sie einst auf Raub auszogen, und ich wieder Kräfe in mir fühlte, nahm ich dich in meine Arme, und verließ die Höhlen mit dem festen Vorsatze, nie mehr zurück zu krhren, und all mein Lebenlang in strenger Ausübung meine Verbrechen zu bereuen. Ich gelangte glücklich bis zur Veste meines ehemahligen Freundes Immenthal, entdeckte mich ihm, und ward wohl aufgenommen. Er versprach, dein Vater zu werden, mehr forderte und heischte ich nicht. Im Pilgerkleide wanderte ich nach Avignon, beichtete meine Sünden, erhielt

Verzeihung, ward endlich in ein Kloster aufgenommen, und da ich mich mit Eifer den erforderlichen Wissenschaften widmete, in der Folge zum Priester geweiht.

Mein Ordens-General sandte mich vor Jahresfrist mit Aufträgen nach Deutschland, ich erfüllte sie gerne, weil ich mich nach meinem Vaterlande sehnte, und vorzüglich zu wissen wünschte: wie es dir ergehe? Ich sprach in Immenthals Veste ein, und eefuhr, daß er todt sey, sein geliebter Pflegesohn aber an des Kaisers Hofe lebe, und sein Liebling sey. Eilend floh ich nach Regensburg, sah dich, in dir mein Auge, mein ganzes Gesicht, und fühlte zum ersten Mahle wieder reine Freude. Niemand kannte mich, ich lebte einsam in meinem Kloster, ging nur aus, wenn ich dich sehen konnte; und sättigte mich mit der Ueberzeugung, daß du ein edler, guter Sohn seyst. Oft wollte ich mich dir nahen, oft dir es zuflüstern, daß dein Vater noch dulde und leide, aber ich zögerte immer und bald aus Vorsatz, weil ich dir die Freuden des nahen Turniers nicht verbittern wollte. Ich sah dich oft im Kampfe, und war auch zugegen, als die schönste, aber mir unbekannte Jungfrau dir den Preis reichte, und deine Wange küßte. Damahls ahndete ich noch nicht, daß diese Jungfrau dein Weib werden, deine Schwester seyn könne.

Einige Tage nachher ward meine Sehnsucht, dich zu umarmen, größer, ich wollte am andern Tage dich besuchen, und las aus dieser Absicht schon

sehr früh die Messe. Wie ich schon geendet hatte, und das Volk segnen wollte; erblickte ich am Fuße des Altars deine Mutter, meine noch immer unvergeßliche Edeldrud. Sie starrte fürchterlich zu mir empor, und ich staunend zu ihr hinab, meine Füße zitterten, meine Sinne wichen, ich sank ohnmächtig zu Boden, und lag auf dem Lager meiner Zelle, als ich wieder denken und empfinden konnte. Ihr Bild schwebte vor mir, Fieberhitze glühte in meinen Adern, und raubte mir bald wieder den Verstand. Zwey Monathe kämpfte ich mit dem Tode, im dritten erhohlte ich mich erst langsam. Ich hatte keinen Freund, dem ich mein Anliegen entdecken konnte, und harrte mit Ungeduld der Zeit, in welcher mir meine Kräfte einen Ausgang gestatteten.

Ich erfuhr sogleich, daß du mit dem Kaiser gegen München gezogen seyst, und die Tochter einer edlen, aber stummen Böhminn heirathen würdest. Ich zitterte und bebte, forschte nach ihrer Wohnung, und erfuhr dort, daß die Tochter nach München gereist, die Mutter aber an eben dem Tage gestorben sey, an welchem ich sie, und wahrscheinlich sie mich, erkannte. Ich vergaß Pflicht und Gelübde meines Ordens, eilte nach München, und hörte, daß mein Unglück vollendet sey, der Bruder seine Schwester wirklich geheirathet habe.

Die Schilderung des edlen Paares, welche noch aller Zungen beschäftigte, die Beschreibung der reinen, echten Liebe desselben quälte mein Herz und reitzte es zum Mitleid. Ich zögerte, so großes

Glück zu stören, achtete es für ungerecht und grausam, zwey der schuldlosesten Menschen gränzenlos unglücklich zu machen, als aber mein Gewissen diesem Mitleide laut widersprach, ich Rath und Trost bey den gelehrtesten und würdigsten Priestern suchte, und diese mir sonnenklar bewiesen, daß ich absichtlich Blutschande fördere, mich ganz der schrecklichen Folgen dieses Verbrechens theilhaftig mache, da mußte mein Mitleid weichen. Ich stehe nahe am Grabe, ich will's so schuldlos, als möglich besteigen. Meine Anklägerinn harret meiner schon dort, ich zittere vor der Verantwortung, ich darf ihre Anklage nicht vergrößern, ich muß Gott danken, daß er mir Kräfte verlieh, euch bis hierher zu folgen, und das Verbrechen zu enden. Folgt meinem väterlichen Rathe, weiht euch beyde dem Himmel, und versöhnt Gott durch euer Gebeth.

Hugo (trostlos jammernd.) Gott und Vater, stehe mir, stehe meiner Kleta bey! Allmächtiger, du gabst uns nahmenloses Glück, aber du vergällst es durch noch größeres Unglück! Laß es wenigstens eben so kurz, wie dein Glück, dauern! (Sich fassend.) Aber noch dämmert Licht in der grausen Finsterniß, noch leuchtet in der Ferne Hoffnungsschimmer. Du gedachtest in deiner ganzen Geschichte nicht Kleta's Geburt. Wie ward sie deine Tochter und meine Schwester?

Mönch. Kleta ist nicht meine Tochter — —

Hugo (frohlockend.) Heil mir!

Mönch. Aber doch die Tochter deiner Mutter, und folglich immer deine Schwestdr!

Hugo. Weh! Weh mir!

Mönch. Wahrscheinlich rettete sich die Unglückliche noch zur rechten Zeit aus den Höhlen, und wurde glücklich geheilt! Wahrscheinlich heirathete sie in der Folge einen edlen Gatten, dem sie diese Tochter gebar. Ich achtete sie für todt, und kenne die weitere Geschichte ihres Lebens nicht. Nur so viel hat mir die allgemeine Sage verkündigt, daß Kleta ihre Tochter sey. — —

Hugo. Ha! O Dank dir, Allmächtiger! (Seinem Vater in die Arme sinkend.) Dank auch dir, theurer Vater, die letzte deiner Nachrichten läßt mich noch hoffen! Ah, wie die wohlthätige Hoffnung alle meine Adern durchströmt, die kalten Nerven erwärmt, und zur Wiederempfindung reitzt! Vater! Vater, ich hoffe! Ach Vater, ich habe der Gründe viele — — Ja, ja! es wird wahrscheinlich und gewiß, daß Kleta nicht die Tochter meiner Mutter, nur ihr angenommenes, nur ihr Pflegekind war!

Höre und urtheile. (Hastig und schnell.)

Als Kleta mir es erlaubte, den Tag zu unserer Hochzeit selbst zu bestimmen, und ich wonnetrunken zum Wappenherold und zum Priester eilte, jenem geboth, daß er ihr Wappen zu dem meinen stellen, diesen ersuchte, daß er mich in drey Tagen mit ihr verbinden solle, da forderte der erstere ihres edlen Vaters Stammbaum, und der letztere das

Zeugniß ihrer Geburt, ich eilte zu ihr, aber sie gestand mir mit offner Unschuld, daß sie ihres Vaters Nahmen nicht kenne, kein Zeugniß ihrer Geburt besitze. Ich verbarg ihr meinen Kummer, und irrte eben trauernd und nachdenkend im Burggarten umher, als der Kaiser mir begegnete, und nach der Ursache meines Kummers forschte, ich erzählte ihm alles, er lächelte sanft, und sprach: Sey ruhig, ich kenne ihren Vater, kein Edlerer, als er, steht an meinem Throne, ich kenne den Ort ihrer Geburt, und will mit dem Herold und Priester sprechen, damit sie kein weiteres Hinderniß erregen. Ich dankte, und am zweyten Morgen stand ein schönes, aber mir unbekanntes Wappen dem meinen zur Seite, und der Priester forschte nicht mehr nach dem Zeugniß ihrer Geburt. — — Komm, wir wollen zu ihr eilen, wir wollen sie mit dieser Hoffnung trösten, und dann eilend dem Kaiser nachziehen, um Aufklärung zu erhalten.

Der Mönch. Gebe Gott, daß deine Hoffnung zur Gewißheit wird! O es würde mich kräftig trösten und stärken, ich würde dann dein Glück nicht zerstört haben, in deinen Armen enden können, und deinen Segen mit in mein Grab nehmen. Noch ein Mahl! Gott gebe Erfüllung, ich hoffe mit dir!

Sie eilten nun beyde zur unglücklichen Kleta, sie war erwacht zum Gefühle des Jammers und Elends, sie lag weinend und Hände ringend auf ihrem Lager. Ach, rief sie Hugo entgegen, meiner

Mutter Fluch geht in Erfüllung, schon drücken mich die Pfühle meines Lagers gleich Stein! Der Priester log, als er den schrecklichen Fluch löste, er ruht noch schwer auf mir!

Hugo, dem dieß alles unbekannt war, verstand den Sinn ihrer Worte nicht, und forschte auch nicht darnach, weil er sie trösten und erquicken wollte. Er erzählte ihr seines Vaters Geschichte in Kürze, und fügte am Ende seine Muthmaßung hinzu, um auch in ihrem Herzen Hoffnung zur möglichen Rettung zu wecken. Aber Kleta widersprach dieser Hoffnung laut. Ob ich gleich, sprach sie, meinen Vater nicht kenne, so weiß ich doch gewiß, daß Edeldrud mich gebar, daß folglich deine Mutter auch die meine sey. Ich erinnere mich ja noch der Zeit, in welcher sie mit dem unbekannten Vater auf einer schönen Veste lebte — — Doch was bedarfs der Erinnerung, wo Gewißheit entscheiden kann? Reiche mir mein Schmuckkästchen — — (Hastig.) Reiche mir's nicht, ich will nicht neuen Fluch auf mich laden, will vorher wissen: Wie lange ich dich schon als meinen Gatten erkenne?

Hugo. Gestern endete der erste Monath — — —

Kleta. Dann gib, ich will — ich muß mich von meinem Unglücke überzeugen. Ah dieß also die Ursache ihrer Weigerung! Es war Ahndung! Es war Erkenntniß der Züge des Vaters im Gesichte des Sohnes! O nun wird's helle, aber zu

spät — — O Allmächtiger zu spät! Mir bleibt nur das schreckliche Loos der Verzweiflung!

Hugo hatte indeß das Schmuckkästchen überbracht, Kleta öffnete es mit zitternder Hand, und nahm das versiegelte Schreiben heraus. Sie war kaum fähig es zu öffnen. Weiche! sprach sie, als sie die Siegel abriß, weiche von mir, du schrecklicher Mutterfluch! Dich habe ich wenigstens nicht verdient, ich habe redlich einen Monath lang geharrt! — —

Sie wollte nun lesen, aber sie vermochte es nicht, und reichte es mit zitternder Hand dem Mönche. Ihr seyd, sprach sie, bekannt mit ihrer Geschichte, diese Blätter enthalten sie, leset laut, damit wir heute noch unsers Unglücks gewiß werden, und nicht an falscher Hoffnung nagen. Der Mönch weigerte sich dessen, aber der immer noch hoffende Hugo bath dringend, der Vater vermochte dem wieder gefundenen Sohne die erste Bitte nicht länger zu weigern, und gelobte endlich Gewährung.

Gerechter Gott! rief er aus, ich ehre deinen Willen, und achte es für eine verdiente Strafe, daß ich im Angesichte meines Sohnes die schrecklichste Anklage gegen mich laut verkündigen muß. Ich will sie standhaft ertragen, und nicht murren, wenn sie im gerechten Zorne mir flucht.

Es würde ermüdend seyn, wenn ich wiederhohlen wollte, was der Mönch schon vorher ausführlich erzählte, nur so viel muß ich erwähnen, daß sie in ihrer Erzählung seiner sehr schonend gedachte, ih-

ren nahmenlosen Schmerz mit kräftigen Worten schilderte, aber auch offen gestand, daß sie die gränzenlose Liebe des Urhebers ihres Unglücks einsah, am Ende Mitleid und sogar das Beginnen der Gegenliebe zu ihm fühlte. Der Mönch sank dankend auf seine Knie, als er dieß Bekenntniß las, o nun sterbe ich zufrieden und vergnügt, rief er aus, nun kann ich Verzeihung von dir hoffen! — Er zitterte aufs neue, als er zu der schrecklichen Scene kam, in welcher die Räuber ihr die Zunge raubten, er glaubte mit Recht, daß sie vielleicht ihn als den Urheber dieser grausamen That anklagen würde, aber die Folge überzeugte ihn eines andern.

„Der Ritter," schrieb sie, „war eben mit allen seinen Gefährten ausgezogen, ich saß mit meinem Sohne auf dem Lager, fühlte Freuden der Mutter, und gedachte lebhaft des Schmerzes der meinigen, die wahrscheinlich ihr Kind auf immer entbehren würde. Dumpfes Geräusch und jammerndes Wehklagen schreckte mich aus meinen Gedanken empor, zwey Räuber traten eilfertig in mein Gemach, einer derselben ergriff meinen Sohn, der andere riß mich vom Lager auf, und geboth mir schnelle Folge. Ich kannte die äußerste Boßheit dieser rohen Leute, ich wähnte, daß sie sich gegen den Ritter empöret, ihn vielleicht gar ermordet hätten, und mich jetzt mit sich fortschleppen wollten, ich widerstrebte, klammerte mich ans Lager, und schrie nach Hülfe. Andere Räuber sprangen herbey. Eilt mit ihr, schrien sie, sonst sind wir verloren! Dieser Ruf

vermehrte meinen Argwohn, ich widerstand mit allen meinen Kräften, sie wichen nicht, mehrere sprangen herbey, marterten, quälten mich schrecklich, und schnitten mir endlich den größten Theil der Zunge ab.“

„Ich lag blutend und ohnmächtig am Boden. Wie ich wieder erwachte, stand ein fremder, junger Ritter neben mir, er blickte huldvoll und mitleidig auf mich herab, kniete neben mir nieder, und wischte das strömende Blut von meinem Angesichte. Man hatte mich ins Freye getragen, viele Reiter schleppten Holz und Aeste nach den Höhlen, und steckten das letztere in Brand. Ich hob flehend meine Hände zu dem Ritter empor, er tröstete mich mit den liebreichsten Worten, die Stimme des Mitleids drang lieblich in mein Ohr, ich dankte mit Geberden, da ichs mit Worten nicht vermochte. Vergebens forschte er: Wer ich sey? Wie ich hierher gekommen? Ich konnte nicht antworten. Endlich geboth er vierzig seiner Leute, daß sie mich mit möglichster Sorgfalt nach Baiern zu einem Arzte, welchen er nannte, geleiten sollten. Er bath mich herzlich und innig, mein theures Leben zu schonen, mich seiner Vorschrift zu fügen, und seines fernern Schutzes versichert zu bleiben. Ich gelobte es, und dankte von neuem, in seinen Augen glänzten Thränen, er schied sehr gerührt, und versprach, mich bald zu besuchen.“

„Seine Reisige begegneten mir mit großer Ehrfurcht, die Schmerzen meiner Wunde mehrten sich, ich konnte des Rosses Tritt nicht ertragen, sie legten

ten mich auf eine breite Decke, und trugen mich abwechselnd rastlos fort. Ohnmacht und Bewußtseyn wechselte in meiner Seele, die erstere schien den Sieg zu erringen, und dauerte oft lange. Wenn ich erwachte, stand das Bild des Ritters vor mir, seine mitleidige, huldvolle Miene erweckte den Wunsch des Lebens in mir, ich hatte ihm ganz mein Leben zu danken, ohne seine Hülfe würde ich elend verschmachtet seyn. Der Verlust meines Sohnes ängstigte mein Herz, seines Vaters gedachte ich jetzt nur mit Schaudern, weil er der Urheber all meines Unglücks war."

„Am andern Mittage brachte man mich glücklich in die Wohnung des Arztes. Ich staunte, als man mich im Nahmen des jungen Herzogs seiner äußersten Sorgfalt empfahl, aber ich sah's auch deutlich, daß er an meiner Rettung verzweifelte; mich dürstete schrecklich, ich konnte keinen Labetrunk genießen, die geschwollne Wunde drohte mich zu ersticken. Wie er mir Linderung schaffte, kann ich nicht sagen, ich lag acht Tage in einem betäubenden Fieber, das mir alles Bewußtseyn raubte, aber bald besserte es sich mit mir, ehe ein Monath verfloß, war ich der Gefahr entrissen, und ehe der zweyte endete, fühlte ich nur den Verlust meiner Zunge, aber nicht mehr die Schmerzen desselben."

„Des Arztes Tochter war meine treue Wärterinn, sie pflegte mich mit einer Sorgfalt, die innige Zuneigung verrieth. Ich sah und hörte es mit vielem Vergnügen, daß oft einige Reiter im

Gemache des Arztes erschienen, und genau nach meinem Zustande, nach meiner Besserung forschten. Sie brachten mir Kleider und Leinenzeug in Menge, einige derselben traten oft an mein Lager, um ihrer Aussage nach sich durch den Augenschein von meiner Besserung zu überzeugen, sie forschten: Ob ich schreiben und lesen könne? und bedauerten es im Nahmen ihres Herrn, wenn ich dieß verneinen mußte."

„Als ich schon mein Lager verlassen konnte, im Gemache umher wandelte, und der Versicherung meiner Wärterinn gemäß, gleich einer Rose blühte, hörte ich an einem Morgen großes Getümmel vor dem Hause des Arztes. Ich blickte hinab, und sah meinen Retter vom Rosse steigen, er eilte nach meinem Gemache, und blieb voll Verwunderung ob meiner wenigen Schönheit an der Thür stehen. Euer herrliches Bild, sprach er, stand immer vor meinen Augen, ich sah's schlafend und wachend, aber eure Gegenwart überzeugt mich deutlich, daß meine Einbildungskraft ein armseliges Ding war, mir nur Dämmerung zeigte, wo helles Licht herrschte."

„Meine Verwirrung war groß, hätte ich auch sprechen können, ich würde doch nicht geantwortet haben. Seine Freude über meine glückliche Rettung, über meine blühende Gesundheit war echt und rein, mein Dank für seine Hülfe lebhaft und warm. Ich hatte bisher noch nie geliebt, den Ritter Otto, der mich so schrecklich raubte, nur aus Mitleid geduldet; jetzt überwältigte diese gefähr-

liche, aber auch süße Leidenschaft mein Herz mit einmahl. Ich sah, ich hörte nur ihn, den geliebten Retter, vergaß Vater, Mutter und Sohn, als er mir bald nachher gestand, daß er zum Lohne seiner edeln That nur Mitleid von mir forderte, und offen gestand, daß er ohne meine Liebe der Unglücklichste der Sterblichen seyn würde."

„Er erzählte mir, daß er Kaiser Ludwigs zwar unechter, aber zärtlich geliebter und anerkannter Sohn sey, von ihm, als er mich im Forste fand, an den Böhmischen König Johann gesandt wurde, um ihm zu seiner Vermählung Glück zu wünschen, daß er auf diesem Zuge die Schätze der Braut rettete, als sie schon in der Räuber Händen waren. Diese tapfere That, welche er segnete, weil er mich fand, hatte ihm die Liebe des Königs erworben, er mußte wider seinen Willen längere Zeit am Hofe desselben weilen, kam jetzt von Landshut, wo er seinem Vater Bericht erstattete, und wollte nun nach seiner Veste ziehen, die nahe an Tirols Gränzen lag, und ihm vom Vater als Erbtheil geschenkt wurde. Er flehte, daß ich mit ihm ziehen, die schöne Gegend in ein Paradies verwandeln sollte; ich versprach's, und er frohlockte sehr. Er forschte emsig nach meiner Geschichte, nach meinem, nach meines Vaters Stand und Nahmen. Mit aller Mühe, die ich anwandte, konnte ich ihm doch nur begreiflich machen, daß mein Vater ein edler Ritter sey, daß die Räuber mich mit List geraubt hatten. Mehr forderte er nicht, und ich zog willig mit ihm."

„Ehe wir noch die Veste erreichten, hatte ich ihn, und er mir schon innige Liebe gestanden; als wir einige Tage dort angelangt waren, trat er mit einem ehrwürdigen Mönch in mein Gemach, und heischte Erklärung: Ob ich ihm in Gegenwart dieses Priesters meine Hand reichen, und sein Weib werden wolle? Ich gedachte zum ersten Mahle der Verbindung mit dem Räuberhauptmanne, die freylich kein Priester gesegnet hatte, die ich ihm aber doch zu entdecken wünschte. Ich kämpfte anhaltend, Scham und Gefühl widersprach dem Bekenntnisse, das ich ohnehin nicht leisten konnte, ich liebte stark und heftig, ich widerstand nicht länger, und reichte ihm am dritten Tage in der Burg-Capelle meine Hand.“

„Er liebte mich als Gatte immer zärtlicher, stets inniger, und verließ mich nur, wenn äußerste Nothwendigkeit ihn zwang, am Hofe seines Vaters zu erscheinen. Mit vermehrter Zärtlichkeit und größter Sehnsucht kehrte er dann in meine Arme zurück, und genoß in meinen Armen das schönste Glück der reinen Liebe. Oft weinte ich, wenn ich seine zärtlichen Worte nur durch stumme Blicke erwiedern konnte, oft wünschte ich sehnlich, sie durch deutlichere Zeichen ausdrücken zu können, und wunderte mich jetzt sehr, daß weder ich noch er der so edeln Schreibekunst, die mir jetzt statt Worte dient, nicht gedachten; da er sie aber wahrscheinlich auch nicht verstand, so erinnerte er sich dieses Hülfsmittels nie, und behauptete immer, daß eben mein

stummer und doch so beredter Blick sein Herz so fest und stark feßle. Erst ein halbes Jahr nach unserer Ehe gestand er mir, daß sein Vater von dieser keine Kenntniß habe, daß er aber hoffe, er werde sie einst billigen, und ihm erlauben, mich im Triumphe nach Hofe zu führen. Wie ein Jahr verflossen war, gebar ich ihm eine Tochter. — Dieß warst du, geliebte Kleta.“ — — —

Der Mönch hielt hier inne, er starrte nach Hugo und Kleta hin, die vereint laut aufschrien, und voll Verzweiflung ihre Hände rangen. So schwindet endlich die letzte meiner Hoffnungen, jammerte Hugo. Habe ich's nicht geweissagt! wimmerte Kleta, und verhüllte ihr Gesicht. Der Mönch rang nach Trost für die Unglücklichen, und fand keinen. Endlich heischte Kleta den weitern Erfolg der Geschichte, er wischte die Thränen aus seinen Augen, und las weiter:

„Ich bin unfähig, dir die Wonne deines Vaters zu schildern, als er von der Jagd zurück kehrte, und meine Wärterinnen dich in seine Arme legten. Er segnete dich kräftig, er gelobte vor Gott und mir, dir Vater zu seyn, so lange er lebe, dein Glück auch nach seinem Tode zu befördern und zu befestigen.“

„Gott schenkte mir in der Folge keine Kinder mehr, du warst das einzige Pfand unserer Liebe, dein guter Vater liebte dich gleich seinem Augapfel, und eben so zärtlich wie mich, oft ward dir jeder Kuß, den ich von ihm erhielt, doppelt. Vier Jahre

— ach die glücklichsten meines Lebens! — verflossen nun in stiller, genußreicher Ruhe. Wohl zehn Mahl zo[illegible]ter dieser Zeit aus der Absicht nach seines Vaters Hofe, um ihm seine Heirath zu entdecken, aber immer verschwieg er sie, weil er den möglichen, bösen Ausgang fürchtete, und sich keine Freude, kein Leben ohne mich denken konnte."

„Als sein Vater den Zug nach Italien beschlossen hatte, und ihn mit sich nehmen wollte, da zwang ihn die äußerste Noth endlich zur Entdeckung. Anfangs zürnte der sonst so gnädige Vater heftig, wie er ihm aber alles erzählte, ihm mein ehemahliges Schicksal aufs lebhafteste schilderte, meine Schönheit, meine Geistesgaben allzu reichlich lobpreiste, und ihm sein großes Glück mit den rührendsten Worten erzählte, da neigte sich sein Herz zur Verzeihung, er vergab ihm den voreiligen Schritt, und versprach auf seinem Heerzuge in seines Sohnes Veste einzukehren, und sich von seinem Glücke zu überzeugen; auch entließ er ihn des Zuges nach Italien. Ich habe, sprach er liebreich, auch einst innig geliebt, du warst die Frucht dieser Liebe, ich erinnere mich noch wohl, das gewaltsame Trennung mir beynahe das Leben kostete, ich will nicht so hart, wie mein Vater seyn, will dich nicht trennen von der geliebten Gattinn, sie nur sehen, und segnen."

„Reichlicher Schweiß der hastigsten Eile troff von seinen Wangen, als er mir diese Bothschaft brachte, ich genoß die goldenen Früchte derselben

mit ihm, und träumte mir schon die heiterste, glücklichste Zukunft. Mein fester Vorsatz war's, nach vollendeter Versöhnung meinen Gatten zu bewegen, nach Böhmen zu reisen. Ich kannte die Gegend, in welcher meines Vaters Veste lag, hoffte sie zu finden, und durch den Segen der theuern Aeltern mein Glück zu vergrößern. Ich hatte in einsamen Stunden mir schon oft ihren Jammer und die Wonne des Wiedersehens gedacht, aber ich konnte und durfte diese Bitte nicht wagen, weil dem Vater meines Gatten die Heirath nicht bekannt war, der Zug nach Böhmen sie ruchbar gemacht hätte."

„Acht lange Tage harrten wir der Ankunft des Kaisers entgegen, endlich langte ein Eilbothe auf der Veste an, und brachte die frohe Nachricht, daß er vielleicht in der Nacht des folgenden Tages, wäre aber dieß nicht möglich, am andern Morgen sicher anlangen würde. Mein Gatte hatte mich ehe schon mit prächtigen Kleidern und den herrlichsten Kleinodien beschenkt, er forderte, daß ich mich mit den schönsten zieren sollte, ich verwandte den folgenden Tag zu meinem Putze, und harrte am Abende hoffend und ahndend der Ankunft des Kaisers. Auch du, meine Kleta, warst schön geputzt, und glichst einem Engel der Unschuld. Vielleicht erinnerst du dich noch: Wie dein Vater dir einen schönen Willkommen lehrte, dir's emsig vormachte, wie du dem vornehmen Gaste entgegen eilen, deine

Arme gegen ihn ausstrecken, und seine Knie umfassen solltest.“

„Als finstere Nacht die Gegend schon lange deckte, schwand unsere Hoffnung, aber bald weckte sie des Wächters Ruf aufs neue, er meldete kurz nachher, daß viele Reisige im Thale herauf zögen. Dein Vater ließ Fackeln anzünden, und die Thore öffnen. Ich eilte an seinem Arme die Treppe hinab, und vergaß deiner in der Eile, weil du schon im Arme der Wärterinn schlummertest. Wie wir hinab kamen, füllten schon viele Reiter den Vorhof, ich zitterte und bebte, als ich Schwertklang und Jammergeschrey der Diener hörte. Mein Gatte drang vorwärts, ich sah Schwerter über seinem Haupte glänzen, und sah ihn nie mehr, denn ich sank ohnmächtig zu Boden. Wie ich wieder erwachte, stand die Veste schon in hellen Flammen, verwundete Knechte und Diener winselten unfern von mir. Viele Reiter umgaben mich, bedeckten mich mit einem Mantel, und hoben mich auf ein Roß. Ich jammerte schrecklich, einer derselben war so barmherzig, mir dich, meine Kleta, aufs Roß zu reichen, du klammertest deine Hände um meinen Nacken, und ich hielt mich mit aller Gewalt aufrecht, um dich nicht sinken zu lassen. Der Zug begann nun eilend und schnell, ich mußte in ihrer Mitte traben. Meine Augen suchten in der Finsterniß meinen geliebten Gatten, und fanden ihn nicht. Ich glaubte, daß dieß Rache des nur verstellten aber nicht versöhnten Vaters sey, und wähn=

te, daß man mich aus seinen Armen gerissen habe, um mich ewig einzukerkern. Mein Leid war groß, aber es mehrte sich bis zur Riesengröße, wie der Morgen anbrach, und mir es nach und nach zur vollen Gewißheit ward, daß ich mich in der Gesellschaft der Räuber befand, mit denen ich einige Jahre in den Höhlen des Forstes gewohnt hatte. Viele grüßten mich höhnisch, nur wenige blickten mich mitleidig an."

„Ich ahndete nun schreckliche Dinge, ich wähnte, daß ihr Hauptmann, dessen heftige Liebe ich kannte, meinen Aufenthalt entdeckt, mich meinem Gatten entrissen habe, und nun wieder zu seiner Buhlerinn machen wolle. Ich bin nicht fähig, dir das schaudervolle Entsetzen über diesen Gedanken zu schildern, er erregte in mir den Vorsatz zum Selbstmorde, welchen ich gewiß schnell ausgeführt hätte, wenn dein Anblick mich nicht abgehalten haben würde. Ich war noch ungewiß: Ob ich dich mit mir vernichten, oder in den Händen ruchloser Räuber zurück lassen sollte?"

„Am Mittage rasteten wir in einem dunkeln Forste. Die Räuber lagerten sich am Boden, und ruhten bald sanft, nur zwey der Aeltesten setzten sich wachend zu mir, und bothen mir Trank und Speise, welche sie mit sich führten. Ich gedachte deiner nicht, und verschmähete alles, aber die Alten waren so barmherzig, Mutterstelle an dir zu vertreten, und deinen Hunger zu stillen. Meine Augen hatten mich nun überzeugt, daß mein ehemah-

liger Geliebter nicht in unserer Mitte ziehe, ich hätte so gerne nach ihm gefragt, um meines schrecklichen Schicksals gewiß zu werden, aber der Verlust meiner Zunge hinderte mich daran. Der Aelteste mochte wahrscheinlich meine Sehnsucht nach Aufklärung in meinem Gesichte lesen, er blickte mich mitleidsvoll an."

"Arme Frau, sprach er, euch war die Rache nicht vorbereitet, euch traf sie allerdings unschuldig! — Ich war so glücklich, ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, daß ich die Erzählung der ganzen Begebenheit zu hören wünsche, ihm solche mit dem wärmsten Danke lohnen würde."

"Er achtete meine Bitte, und erzählte mir, daß sie nach dem unglücklichen Raube, welchen sie an dem Schatze der königlichen Braut üben wollten, ihr Hauptmann, welcher mich einst liebte und raubte, verlassen habe. Es geschah, sagte er, aus gerechtem Schmerze über die grausame That, welche einer aus unserer Gesellschaft wider seinen Willen und Befehl an euch verübt hatte. Er vergalt's ihm mit dem Tode, suchte euch bey den Höhlen, fand euch nicht, und verließ uns, um vielleicht in einer Einöde euern Tod zu betrauern. Wir wählten uns einen andern, und bereiteten uns in einem andern Forste neue Wohnungen, damit wir aber die Böhmen nicht zur neuen Rache gegen uns reitzen, sie zur Entdeckung unsers Aufenthalts zwingen möchten, so ward fest beschlossen, daß wir in diesem Lande keinen Raub mehr üben, sondern in

benachbarten Ländern umher streifen, dort unseren Raub und Unterhalt suchen wollen. Diese kluge Vorsicht schützte uns herrlich, überall suchte man den Aufenthalt der mächtigen Räuber auszuforschen, nur in Böhmen nicht, weil dort niemand über Raub klagte, keinen Räuber in der Nähe wähnte."

„Vor einem Monathe vernahmen wir, daß jetzt viele Edle mit reichen Kostbarkeiten beladen nach Italien zögen, um dort die Krönung des Kaisers feyern zu helfen. Wir eilten in getheilten Haufen nach Baiern, verlegten die verschiedenen Straßen, welche nach Italien führten, und suchten Beute zu machen. Wie unser Haufe im Forste, der nahe an eurer Veste liegt, lauerte, erfuhren wir durch einige Bauern, daß des Kaisers Sohn, welcher uns einst so schrecklich züchtigte, dort hause, und in den Armen einer Stummen schwelge, die er einst aus Böhmen mit sich gebracht habe."

„Begierde nach Rache ward im ganzen Hause rege, die meisten gelobten, die ehemahlige Unbild wo möglich an ihm zu rächen, ihm wenigstens die geliebte Stumme zu entführen, welche wir sogleich für euch erkannten. Um zu erfahren: Ob eure Veste wohl bemannt und bewacht sey? zogen verschiedene von uns auf Spähe aus, sie brachten tröstende Nachrichten mit, hatten als gewiß erfahren, daß nur wenige Reisige, meistens unbewaffnete Mägde und Diener, dort wohnten. Schon war ein Sturm auf die Veste beschlossen, als uns Kundschaft ward, daß der Kaiser mit einem starken Zuge sich nahe."

„Ihn anzutasten, war unser Wille nicht, reichte

unsere Kraft nicht, wir wollten uns daher eben von der Straße ab, tiefer in den Forst ziehen, als einige der Unseren die Nachricht brachten, daß der Kaiser diese Nacht in der Burg erwartet, aber dort ganz gewiß nicht anlangen werde, weil er in einem nahen Städtchen in ihrer Gegenwart nur mit wenigen seines Gefolgs Nachtherberge genommen, seine Reiter und Reisige aber auf einer anderen Straße gegen Tirol vorwärts gesandt habe. Bey diesem glücklichen Umstande, fuhren sie fort, kann schnelle List unsere Rache fördern. Des Kaisers Sohn erwartet noch immer den Vater, dieß erfuhren wir jetzt erst von einigen Dienern, welche auf der Straße spähten, und bey uns nach ihm forschten; wir benutzten die Gelegenheit, und versicherten sie, daß er im Anzuge begriffen sey. Kommt, Brüder, kommt, laßt uns, wenn's ganz dunkel ist, nach der Veste ziehen, man wird sicher glauben, der Kaiser nahe, und uns die Thore öffnen. Wir haben dann volle Gelegenheit, Rache an dem Sichern zu üben, und ihn zu überzeugen, daß man uns nicht ungeahndet beleidige."

„Das Wagestück war groß, aber eben deßwegen auch Reitz für alle. Nur uns zweyen (auf seinen Gefährten deutend) behagte es nicht, aber wir mußten dem Strome folgen. Die List gelang, und die Rache ward vollendet. Dein Gatte oder Buhle, welcher einst viele der Unseren ermordet, und unsere Höhlen zerstört hatte, mußte mit der Ueberzeugung sterben, daß wir Rache an ihm übten. Auch

über dich war Tod beschlossen, aber dein kostbarer Anzug, deine Schönheit blendete das Auge der meisten, sie wurden anderen Sinnes. Unser neuer Hauptmann hat noch keine Geliebte, sie bestimmten dich für ihn, ich sah dein Verlangen nach dem Kinde, ich reichte es dir, um dich zu trösten. Schicke dich in dein Schicksal, du warst es ehe schon gewohnt. Der Hauptmann ist jung und schön, er erzählte uns oft, daß er dich schon ehemahls liebte und ehrte; dieß bewog uns vorzüglich zum Entschlusse. Sey daher weise, es wird dir bey uns wohlergehen.

„Noch begreife ich's immer nicht, wo ich Muth und Entschlossenheit sammelte, um diese schrecklichen Nachrichten mit Standhaftigkeit anzuhören. Die Gewißheit, daß der so innig geliebte Gatte wirklich ermordet sey, drohte mein Herz zu zerreissen, und doch verrieth mein Gesicht diese schmerzhafte Empfindung nicht. Ich lächelte aus Verzweiflung, aber die Räuber nahmens für Empfindung der Freude, und machten es den Uebrigen kund, als sie erwachten. Flucht oder Tod war jetzt der einzige Gedanke, welchen meine Seele dachte und faßte."

Um beydes nach Gefallen auszuüben, mußte ich wenigstens einige Freyheit genießen; um diese zu genießen, wandte ich alle Mittel an, die Räuber zu überzeugen, daß ich gerne in ihrer Mitte zöge, mich willig dem bestimmten Schicksale fügen würde. Meine List gelang, sie bewachten mich nicht mehr so sorgfältig, achteten mich verwahrt genug, wenn sie sich rings um mich lagerten und ruhig schliefen.

Der Zug ging stets durch Einöden und Wälder, ging langsam, weil die Rosse schwer mit Beute beladen waren. Ich konnte oft entfliehen, aber ich wagte die Flucht nicht, weil ich den Hungertod ahndete, ihn um deinetwillen nur fürchtete."

„Nach einer weiten Reise lagerten wir uns im Thale eines Forstes, ich staunte, ich konnte kaum Thränen der wehmüthigen Freude verbergen, als ich hinter den Felsen die Capelle erblickte, in welcher ich so oft bethete. Mein Herz schlug ängstlich und hoffend, wie mein Auge endlich gar den Wartthurm der väterlichen Veste gewahrte. Ich verstellte mich mehr als je, suchte zuerst mein Lager, und ruhte, wie die Räuber noch tranken. Ich hörte es deutlich, wie sie sich wunderten, daß ich die Gegend nicht erkannt hatte, und frohlockte in geheim, als sie sich treuherzig versicherten, daß ich willig in den Armen ihres Hauptmanns ruhen, gerne in ihren Höhlen wohnen würde. Die gewisse Hoffnung, schon am andern Tage in ihren Höhlen einzutreffen, ihre Weiber wieder zu umarmen, machte sie ungewöhnlich heiter, sie tranken viel und ruhten fest, wie ich meine Flucht mit dir wagte und glücklich vollendete."

„Nun folgten viele Lehren und mancherley Aufträge, welche die Mutter an's Herz ihrer Tochter legte. „Sollte," sprach sie, „Otto von Farwangen noch hienieden wallen, und du ihn einst finden, so verkündige ihm meine volle Verzeihung. Er hat mich einst gränzenlos unglücklich gemacht, aber ihm verdanke ich's doch, daß ich durch vier Jahre unbe-

schreiblich glücklich im Arme meines Gatten lebte, ich will daher nicht mit ihm hadern, und nicht seine Anklägerinn bey Gott werden. Rückerinnerung an den unglücklichen, unschuldigen Sohn, den ich mit ihm gebar, quälte noch immer mein mütterliches Herz. Ich konnte es nie erforschen: Ob er noch, und wie er lebe? Dein sey jetzt die Pflicht, dieß Nachforschen fortzusetzen, ihn reichlich zu unterstützen, der Mutter Habe mit ihm zu theilen, wenn du ihn arm; ihn als Bruder zu lieben, wenn du ihn reich und wohlhaben findest."

„Oft wollte ich mich dem Kaiser nahen, und ihm entdecken, daß ich die Leidende sey, welche sein ermordeter Liebling einst so glücklich machte, aber immer zitterte ich zurück, wenn ich diesen Schritt wagen wollte, der dann nur erst zur Nothwendigkeit wird, wenn man Zweifel wider deine edle Geburt erregen sollte. Vollbringe du dieß Vorhaben, wenn deine Mutter starb, ehe sie's vollbrachte, nahe dich mit deinem künftigen Gatten seinem Throne, beweise ihm, daß du seine rechtmäßige Enkelinn seyst, und er wird dir's und deinen Kindern wahrscheinlich mit großen Wohlthaten lohnen."

Lange saßen die Unglücklichen noch stumm und trauernd, als der Mönch schon mit seiner Vorlesung geendet hatte. Jeder hoffte Stoff zur Ueberlegung in Fülle. Hugo suchte noch immer und emsig Rettung aus dem schrecklichen Abgrunde, in welchen er sich gestürzt fand. Rieta sah nun in vollem Lichte die Ursache, warum ihre Mutter bey Hu-

go's Anblick so erschrak, bey seiner Annäherung zurück bebte, und ihr Erhörung seiner Wünsche unter dem schrecklichsten Fluche verboth. Rückerinnerung an ihr voriges Leiden, und allzu heftige Gemüthsbewegung verhinderten sie wahrscheinlich an schneller Entdeckung. Sie wollte erst wieder Kräfte sammeln, und beschied deßwegen den wiedergefundenen Sohn auf den andern Tag, an dessen Morgen neues Schrecken ihr Leben endete. Kleta bereuete jetzt innig, daß sie der Mutter Fluch nicht geachtet hatte. Erfüllung des schrecklichen Geboths, rief sie laut aus, hätte mich äußerst unglücklich, aber doch nicht nahmlos elend gemacht!

Der Mönch, dessen Herzen väterliches Gefühl füllte, wünschte zu helfen und zu retten. Es sah also gewiß voraus, das Trennung ihm seinen wiedergefundenen Sohn rauben und tödten würde, und suchte daher sein Leben durch wahrscheinlichen, möglichen Trost zu fristen. Komm, mein Schmerzenssohn, sprach er, komm, und folge mir; ich will dich zu den Füßen des heiligsten Vaters nach Avignon führen, er allein kann vergeben, und eure fernere Ehe, wenn er die Umstände erwägt, bestätigen und billigen. Ihm ward Gewalt, zu lösen und zu binden, er wird mich hören, deinen Jammer sehen, und das Verbrechen lösen, welches auf eurer Ehe ruht, das ihr nicht vorsätzlich übtet, das ihr gerne vernichten wolltet, wenn's in eurer Macht stände.

Hugo ergriff diesen Vorschlag mit heftiger Begier,

gierde, er hoffte glücklichen Erfolg, und tröstete seine Kleta schon im voraus mit dieser, aber Verzweiflung hatte das Herz der Unglücklichen schon vergiftet, sein Trost wirkte nicht, sie widerrieth die Reise nicht, weil Trennung doch unvermeidlich war, aber sie verzweifelte ganz am glücklichen Erfolge.

Wie Hugo am andern Morgen mit seinem Vater reisefertig an ihr Lager trat, glänzte keine Thräne in ihrem Auge, es starrte ihn angstvoll an, ihre Seele fand keine Worte, den Schmerz auszudrücken, der ihr Herz preßte. Sie gelobte nur den Gatten und Bruder durch Mienen, daß sie nicht Hand an sich legen, nicht an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, und seine Rückkehr in Geduld abwarten wolle.

Sie verließ einen halben Monath lang ihr Gemach nicht, sprach äußerst wenig, bethete anhaltend und lange. Oft fand man sie händeringend und weinend. Der Mutter Fluch drückt mich schwer! antwortete sie dann immer, wenn ihre treue Wärterinn nach der Ursache dieser Thränen forschte. Einst äußerte sie heftiges Verlangen, in der Capelle zu bethen, aus welcher man ihre Mutter geraubt hatte. Der Vogt, dem strenge Obhuth über sie gebothen war, begleitete sie mit vielen Reſſigen dahin, sie bethete lange, und ging ruhig und heiter von dannen. In der folgenden Nacht entstand schrecklicher Gewittersturm; ein heftiges Erdbeben begleitete ihn, drohte die Veste einzustürzen, und durch die Wasserfluthen, welche sich in Strömen vom Himmel

herab wälzten, alle lebende Geschöpfe zu ersäufen. Auch der Muthvollste bebte, aber unter allen am meisten Kleta; jeder Blitz warf sie auf ihr Lager zurück. Gottes Gericht ist schrecklich, rief sie immer, die Wirkung des mütterlichen Fluches verheerend; ich bemühe mich vergebens, ich kann sie nicht wegbethen!

Schon am Morgen verlangte sie wieder nach der Capelle, man erfüllte ihr Geboth, und leitete sie durch Umwege dahin, weil Erdbeben und Wasserströme den gewöhnlichen Pfad vernichtet hatten. Wie der Zug dort anlangte, sah man erst, daß das Erdbeben auch seine Macht an der Capelle bewiesen habe; sie stand auf einer Felsenspitze, die ihren Schatten von der senkrechten Höhe herab in's tiefe Thal warf, von der andern Seite aber gemächlich bestiegen werden konnte, weil des Felsens breiter Rücken sich hier nur langsam erhob. Das Erdbeben hatte die Grundfeste der Capelle erschüttert, und der wüthende Sturm sie in's Thal hinab geschleudert. Die Felsenspitze, die man wahrscheinlich einst durchgehauen hatte, theilte sich jetzt in zwey gleiche Theile, und bildete eine Höhlung, welche eine gereitzte Einbildungskraft für ein absichtlich gemachtes Lager halten konnte. Kleta starrte lange nach dieser Oeffnung hin, endlich sprang sie rasch hinzu, und legte sich darein. Der Mutter Fluch, schrie sie mit wildem Gelächter, ist nun erfüllt! Mein Brautbett hat sich in Stein verwandelt, bald werden Schwefelflammen über mich empor lodern! Bethet, bethet, daß ich glücklich ende!

Keine Worte des Trostes fanden Eingang in ihrem Herzen, keine Vorstellung vermochte sie, den Ort zu verlassen. Man mußte Gewalt brauchen, und reitzte sie dadurch zur echten Raserey des Wahnsinns, die nur dann endete, wenn man ihr versprach, sie bald wieder in ihr Brautbett zu führen. Sie sprach nur von diesem, alle ihre Ideen und Gedanken beschäftigten sich einzig damit, man mußte sie jeden Tag dahin leiten, wenn man nicht tödtliche Raserey in ihrem Herzen erregen wollte. Sie vergaß bald ganz ihres Hugo's, gedachte seiner nie mehr, und schien auch alle andere Begebenheiten ihres Lebens vergessen zu haben.

Nach fünf Monathen kehrte Hugo mit seinem Vater zurück. Freude und Wonne glänzte in seinem Gesichte, der Papst hatte sein Flehen erhört, ihm fernere Ehe mit seiner Stiefschwester gestattet, wenn er dagegen eine Kirche baue, und eines seiner Kinder dem Herrn widme. Freude und Wonne wandelte sich aber bald in Leid und Jammer, als er sich überzeugte, daß seine Kleta ihn nicht mehr kenne, und ein Raub des Wahnsinnes geworden sey. Er hoffte vergebens, daß seine Gegenwart, die Versicherung ihres Glückes sie heilen würde, sie schien seine Trostgründe nicht zu hören, und war nie zu bewegen, ihm nur die Hand zum Willkomm zu reichen. Sie eilte, wie ehe und zuvor, jeden Tag wenigstens ein Mahl nach ihrem Brautbett, und dünkte sich nur dann glücklich, wenn sie einige Stunden darin ruhen konnte.

Hugo war immer ihr Begleiter, einst folgte er ihr auch dahin, und sah trauernd zu, wie die arme Wahnsinnige voll Vergnügen nach ihrem steinernen Brautbett sprang, aber auch voll Angst den Ausbruch der Schwefelflammen erwartete. Er nahte sich ihr tröstend, sie schien dieß Mahl seine Worte zu hören, und blickte ihn lächelnd an. Mit einem Ausbruch der Freude rief sie endlich aus: Bist du nicht Hugo? Nicht mein Bräutigam? O so komm! lagere dich hierher! Das Brautbett ist schon bereit! — Wie sie diese Worte ausgesprochen hatte, wollte sie den Erwarteten Platz machen, drängte sich mit ihrem Körper allzu weit vorwärts, und stürzte durch die Oeffnung des Felsens in's tiefe Thal hinab. Ihr Körper lag zerschmettert am Boden, sie hatte schrecklich und grausam geendet. Hugo würde Nachfolger geworden seyn, wenn seine Getreuen ihn nicht abgehalten hätten, er folgte bald nachher seinem Vater in's Kloster, weihte sich und sein Habe dem Herrn, und starb freudig, um von diesem den Lohn seines nahmlosen Jammers zu erhalten.

Wahrscheinlich sprach er vorher noch ein Mahl mit dem Kaiser, und entdeckte ihm, daß die Räuber, welche einst seinen Sohn mordeten, noch in Böhmens Forsten nisteten; denn jener durchzog bald nachher in Gesellschaft des Königs Johann die ganze Gegend, fand die Räuber, ließ Feuer in ihre Höhlen werfen, und verbrannte alles, was lebte. Noch sieht man diese Höhlen, deren Wände ganz schwarz gefärbt, und hier und da ganz ausgebrannt sind.

Kleta ward an der Stätte, wo sie endete, begraben. Ein gothischer Leichenstein bezeichnete lange ihr Grab, jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Nahe dabey entspringt aber ein Brunnen, welchen man allgemein das Fluchbrünnlein nennt, dessen Wasser niemand trinkt, weil es Aussatz verursacht, und stark nach Schwefel schmeckt. Wenn's dämmert, soll's dort, nach Versicherung aller alten Mütterchen, nicht sicher zu wandeln seyn, und häufige Irrwische den Wanderer irre führen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Inhalt

I. Seite

Sophie G. 1

II.

Graf von L. 36

III.

Hanns K—, Bauer zu M—. 105

IV.

Das steinerne Brautbett; oder Hugo und Kleta. Beschluß. : 125

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Biographien der Wahnsinnigen

Bd.: 4

1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2527(3/4#2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414724-6